



DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde



GROSSE
HEILIGTÜMER
DER GRIECHEN

Titelbild:
Delphi, Apollontempel

Alle Rechte vorbehalten, Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
© Verlag Die Karawane - Ludwigsburg 1976
Satz und Druck: E. Wachter, Bönningheim

DIE KARAWANE
17. Jahrgang 1976 — Heft 3/4

GROSSE
HEILIGTÜMER DER
GRIECHEN



herausgegeben im
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG
mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen und des
Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

INHALTSVERZEICHNIS

Dr. Bertold K. Weis

LANDSCHAFTSBILDER IN HOMERS „ODYSSEE“	3
--	---

Dr. Bertold K. Weis

KLASSISCHE STÄTTEN IN DEN WERKEN GRIECHISCHER DICHTER	23
--	----

Professor Dr. Otto Kaiser

DAS GEHEIMNIS VON ELEUSIS	43
---------------------------------	----

Dr. Bertold K. Weis

DODONA — DELPHI — DIDYMA	57
--------------------------------	----

Professor Dr. Friedrich Bentmann

ARNOLD K. LUTZ ALS ZEICHNER	119
-----------------------------------	-----

ANMERKUNGEN	133
-------------------	-----

BIBLIOGRAPHISCHE HINWEISE	134
---------------------------------	-----

AUS DEM KREISE UNSERER TEILNEHMER	136
--	-----

LANDSCHAFTSBILDER IN HOMERS „ODYSSEE“

Über keinen zweiten Dichter der Antike hat die Nachwelt einen ähnlich hohen Berg erklärender Literatur getürmt wie über den persönlich ungreifbarsten unter allen: über Homer. Unermüdlich schichtet auch heute noch Gelehrsamkeit diesen Berg höher und höher hinauf. Das Feuerwerk der Diskussion, das Friedrich August Wolf zu Ostern 1795 mit dem Initialmanifest seiner „Prolegomena ad Homerum“ entfachte, scheint unerschöpflichen Brennstoff zu besitzen. Unübersehbare Kapitalien von Geist, Fleiß, Gründlichkeit, Wissen, Intuition hat die Homer-Forschung verschlungen. Profunde Erkenntnisse im einzelnen und ganzen sind ihr Ertrag. Das Rätsel Homer, vor dem sich, mehr oder weniger deutlich, die Fronten der Unitarier und Analytiker formieren, bleibt im Grunde ungelöst. Zu der Vermutung, daß es unlösbar bleiben wird, bedarf es nicht einmal der Resignation. Vielleicht wird ewig der professionelle Philologe den naiven Genießer des großen Weltgedichts, den der gelehrte Hader nicht berührt, als Dilettanten belächeln, der Dilettant hingegen den bohrenden Forscher als hölzernen Pedanten beschimpfen. In das Schimpfen, in dem auch Homers Trojakämpfer Bemerkenswertes leisten, haben schon Friedrich August Wolfs Zeitgenossen Goethe und Schiller eingestimmt. Die „Xenien des Musenalmanachs für das Jahr 1797“ enthalten, zwei Jahre nach dem Erscheinen der Wolfschen „Prolegomena“, Schillers Distichon:

*„Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben,
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.“*

Ein „Xenion“ aus Goethes Nachlaß hält der Homer-Kritik Friedrich August Wolfs die Unsterblichkeit des homerischen Gedichts entgegen:

*„Mit hartherz'ger Kritik hast du den Dichter entleibet,
Aber unsterblich durch dich lebt das verjüngte Gedicht.“*

Wer aber die Meeresregionen, die Inseln und Festlandstriche, vor deren Hintergrund sich die Taten und Schicksale der homerischen Helden ereignen, mit dem Homer im Gepäck, im Kopf oder noch besser im Herzen durchwandert, wird eher geneigt sein, das Odium des Dilettantischen in Kauf zu nehmen, dafür jedoch gemäß Goethes Distichon, die Begegnung zu suchen mit der Unsterblichkeit des ewig jungen Gedichts.

Ihm wird sich vor den faszinierenden, durch keine Wiederholung zu entzaubernden Bildern dieser Welt des einmaligen Lichts ganz unwillkürlich auch die Frage aufdrängen, wie Homer, wie die Dichter des homerischen Zeitalters diese Landschaften, wie sie Landschaft schlechthin gesehen, erlebt und beschrieben haben. Dabei ergibt sich sehr rasch eine Beobachtung, die auch der Formulierung des hier behandelten Themas zugrunde liegt: Eigentliche Landschaftsbeschreibung ist in den beiden großen epischen Dichtungen, die unter Homers Namen überliefert sind, so gut wie ausschließlich auf die „Odyssee“ beschränkt. Man wird daher mit gutem Recht von „Odyssee-Landschaften“, mit Sicherheit aber nicht von „Ilias-Landschaften“ sprechen können. Wer in der „Ilias“ nach Landschaftsgemälden sucht, wie die „Odyssee“ sie in so unvergleichlichen Beispielen bietet, wird am Ende von seiner Ausbeute enttäuscht sein. Nur an wenigen Stellen des älteren Gedichts wird Landschaft in ihrem individuellen Charakter so deutlich, daß sie das Vorstellungsvermögen anspricht und herausfordert. Das geschieht einprägsam, aber mit sparsamsten dichterischen Mitteln etwa bei der Schilderung des Aufmarsches der trojanischen Heerscharen vor den Toren der belagerten Stadt im zweiten Buch der „Ilias“ (811—815):

*„Vor den Mauern der Stadt liegt ein hoch ansteigender Hügel
Ganz isoliert im Flachland und läßt sich allseits umrunden.
Diesen nennen sie hier, in der Menschen Bereich, Batiëa,
Bei den Himmlischen aber das Grab der behenden Myrine.
Dort formierten sich jetzt mit ihren Mitstreitern die Troer.“*

Mit vier knappen Aussagen wird der Platz charakterisiert: Vor den Mauern Trojas liegt dieser Hügel oder Tumulus, für sich allein im ebenen Gelände, hoch steigt er aus der flachen Umgebung empor, und rings um ihn kann man herumgehen. Das ist höchst anschaulich, aber doch eher eine topographische Angabe als eine Landschaftsschilderung. Von ihr kann schon eher die Rede sein bei jener berühmten Beschreibung der Szenerie des dramatischsten Höhepunktes der Zweikämpfe zwischen Griechen und Troern, der panischen Flucht Hektors vor der entfesselten Wildheit Achills, in deren Verlauf Verfolger und Verfolgter dreimal die Mauern der Stadt umrunden:

*„Seitlich am Auslug vorbei und der windigen Feigenbaumhöhe
Rannten sie unentwegt auf dem Fahrweg unter der Mauer
Und gelangten zum Paar der schönströmenden Brunnen, wo beide
Quellen des wirbelreichen Skamandros entspringen.
Eine der beiden führt warmes Wasser, und über ihr steigen
Ringsum Dampf wolken auf, als brenne da flammendes Feuer;*

*Aber die andre fließt auch im Sommer so eiskalt wie Hagel
Oder wie frostiger Schnee oder eiserstarrte Gewässer.
Tröge voll strömenden Wassers zum Waschen sind nahe den
Quellen,*

*Schöne, aus Quadern gefügte; hier pflegten vordem der Troer
Liebliche Frauen und Töchter die hellen Gewänder zu waschen,
Eb' der Achaier Söhne eintrafen, in friedlichen Zeiten.
Dort vorüber rannten der Fliehende und sein Verfolger.“*

(Ilias XXII 145—157)

Bei aller substantiellen Greifbarkeit und Anschaulichkeit — Dampfwolken über der heißen Quelle, sauber gemeißeltes Quaderwerk der Waschtröge, Ströme klar rinnenden Wassers — gibt es jedoch auch hier kein behagliches Verweilen beim Ausmalen der Lokalität, erst recht kein Ausweichen in idyllische Schilderei; unlösbar und notwendig bleibt diese Beschreibung samt dem flüchtigen Rückblick auf die unbeschwerten Bilder vergangener Friedensjahre in die atemlose, atemberaubende Jagd der beiden Protagonisten des erbarmungslosen gegenseitigen Mordens hineingebunden. „Heiße wie kalte Quellen sind immer zufällige Naturerscheinungen, welche in Troas, einem in hohem Grade vulkanischen und an heißen Quellen reichen Lande, in Folge der sehr häufigen Erdbeben plötzlich entstehen und wieder verschwinden.“ So meinte Heinrich Schliemann, der sich, von der buchstäblichen Wahrheit des homerischen Gedichts erfüllt, in jenen zehn historisch gewordenen Tagen des Augusts 1868 red-



Troja, Blick auf die Schwemmlandebene des Skamandros (Küçük Menderes).

lich abgemüht hat, auch diese beiden kontrastierenden Quellen nachzuweisen, zur Erklärung seines Mißerfolgs in diesem Punkt. So wesentlich konnten die Quellen ihm und unzähligen anderen doch nur deshalb erscheinen, weil sie auf der homerischen Szene eben keine „zufällige Naturerscheinung“, sondern durch die tödliche Spannung des Augenblicks zu höherer Bedeutung sublimiert sind.

Bilder aus Landschaft und Natur finden sich in der „Ilias“, außerhalb der beiden zitierten Stellen, in der reichen, farbig bewegten Welt der Gleichnisse. Nach lokalisierbarer Landschaft darf man dort freilich nicht suchen wollen. Eine Ausnahme macht das herrliche, von Lärm und schwirrender Bewegung erfüllte Gleichnis aus der Schilderung der aus ihrem Lager ausrückenden Griechen im zweiten Buch der „Ilias“. Persönliche Ortskenntnis und eigene Anschauung scheinen sich anzuzeigen, wenn der Dichter das Naturschauspiel seines Gleichnisses in den landschaftlichen Umkreis seiner jonischen Heimat, an den Lauf des Kaystros, verlegt (459—466):

*„Wie in zahllosen Schwärmen flügelbreitende Vögel,
Wildgänse oder auch Kraniche oder langhalsige Schwäne,
Auf der asiatischen Wiese um des Kaystros Strömung
Hierhin und dorthin fliegen mit prächtig entfalteten Schwingen,
Kreischend sich niederlassen, von Lärm aber tost dann das Ufer:
So von den Schiffen herbei und den Zelten in endlosen Scharen
Strömten auch sie auf das Feld am Skamander; die Erde
 erdröhnte
Fürchterlich unter den Schritten der Männer, den Tritten der
 Pferde.“*

So deutlich der Leser hier empfindet, daß der Dichter einen ihm wohlbekannten Schauplatz meint, daß er die Uferwiesen des Kaystros so gesehen hat, so wenig läßt sich auch nur der Ansatz zu einer wirklichkeitsgetreuen Nachzeichnung dieser Landschaft aufspüren, ganz offensichtlich deshalb, weil sie von diesem Dichter weder gewollt noch gesucht wird. Das Naturbild ist, wie der Basler Archäologe Karl *Schefold* es einmal bezeichnet hat, „Grundelement der Handlung“, nicht schmückendes Stimmungsbild. Nur die Bezeichnung des Flusses Kaystros und der Name der Wiese Asia geben dem Schauplatz die geographischen Konturen; fehlten diese beiden Bestimmungen, so könnte diese Landschaft irgendwo oder überall sein, so sehr ist sie nur Stätte der Entfaltung einer Grundform des Lebens: der Bewegung.

Diese wenigen Beobachtungen zeigen, daß sich aus der „Ilias“, und nur aus ihr, die Auffassung begründen läßt, bei Homer gebe

es Landschaftsbeschreibung mit rein ästhetischer Motivation überhaupt nicht. Genau das besagt eine Bemerkung im ersten Band der Lebenserinnerungen des großen Deutschamerikaners Carl Schurz, mit der sich der schwäbische Altphilologe Wilhelm Nestle in der Einleitung einer Abhandlung über das Thema „Odysseelandschaften“ kritisch auseinandersetzt: „Die Empfindung der Naturschönheit ist eine anerzogene, angebildete, anzivilisierte Empfindung. Naive Völker haben sie nicht, oder drücken sie wenigstens nicht aus. Die Naturerscheinung — Berg, Tal, Wald, Wüste, Strom, Meer, Sonnenschein, Regen, Windstille, Sturm usw. — ist ihnen entweder wohltuend, fördernd, oder unangenehm, störend, furchtbar. *Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß es im Homer bei all dem Reichtum seiner Schilderungen keine Beschreibungen einer landschaftlichen Szene oder eines Naturereignisses vom Standpunkte des Schönen gibt.* Dieselbe Erfahrung setzt sich bis in unsere Zeiten fort.“

Für die „Odyssee“ und ihren Dichter trifft eine derart apodiktische Feststellung in solcher Absolutheit und Allgemeinheit nicht zu. Hier erscheint das Bild der Landschaft gerade an auffallenden, beeindruckenden Stellen absichtsvoll so gezeichnet, daß ihre immanente, autonome Schönheit deutlich wird. Diese Landschaftsschilderungen hatte Jacob Burckhardt im Sinn, wenn er einmal in einem Vortrag über „Das Phäakenland Homers“ sagte, Homer verfare wie ein großer Landschaftsmaler. Freilich kann man nicht wohl sagen, der Dichter der „Odyssee“ beschreibe Landschaft um ihrer selbst willen; seine Landschaften sind weitgehend Elemente der Märchenwelt, durch die er seinen Helden sich hindurchkämpfen läßt, zurück in die Realität seiner Heimatinsel und ihrer Menschen.

Eines der großartigsten Beispiele für die Fähigkeit des Odysseedichters, eine zauberhafte Landschaft vor seinem Zuhörer oder Leser erstehen zu lassen, eine Landschaft, die den Betrachter fesselt, bewegt und bewundernd in ihren Anblick versunken verharren läßt, ist die Beschreibung der Insel der Kalypso im fünften Buch der „Odyssee“. Athena, die Schutzherrin des „göttlichen Dulders“, bedrängt den Herrn des Olymp, den vielgeprüften Schutzbefohlenen nach jahrelanger Irrfahrt endlich in seine Heimat zurückkehren zu lassen. Zeus entsendet den Götterboten Hermes nach der Insel der Nymphe Kalypso, die den Helden zurückhält und für immer bei sich behalten möchte, mit der Weisung an Kalypso, Odysseus die Heimfahrt antreten zu lassen. Hermes, die goldenen Flügelsandalen an den Füßen, das Kerykeion, den Stab, „mit dem er die Augen der Menschen nach Belieben zu schließen vermag und die Schlafenden aufzuwecken“,

saust, von Gischt bespritzt, dicht über dem wogenden Meer dahin, „einer Möwe gleich“, und erreicht schließlich Ogygia, die ferne Insel der schönen Kalypso. Der Botengott findet eine wahre Idylle vor. In ihrer Grotte geht Kalypso am Webstuhl auf und ab und singt dazu „mit lieblicher Stimme“. Auf dem Herdstein flackert ein Feuer, der Duft des verglimmenden Zedernholzes erfüllt die Luft. Und nun geschieht das Unerwartete: Statt unverzüglich seinen Auftrag auszuführen, verhält der eilige Gott, gebannt vom Bild der Landschaft, seinen Schritt und verharrt in staunender Bewunderung vor dem, was sein Auge erblickt:

*„Grünend säumte ein Wald mit kräftigem Wachstum die Grotte,
Erle, Schwarzpappel, dazu auch mit würzigem Duft die Zypresse.
Flügelbreitende Vögel hatten darin ihre Nester,
Käuzchen, Falken, langzüngige Krähen des Meeres, die alle
Draußen in Meeresrevieren ihr Tagwerk zu suchen gewohnt sind.
Doch den Rand der gewölbten Grotte selber umfaßte
Rankend ein edler Weinstock, mit üppigen Trauben behangen.
Dicht beieinander entsandten vier Nachbarquellen ihr klares
Wasser; getrennt dann wandte ihr Lauf sich dahin und dorthin.
Ringsum prangten schwellende Wiesen voll Veilchen und Eppich.
Auch ein Unsterblicher, käme er dorthin, müßte im Schauen
Stauend verweilen und innig die Freude des Anblicks genießen.
So verharrte bewundernd nun auch der strahlende Bote.
Als er dann alles betrachtet hatte mit staunenden Sinnen,
Trat er endlich hinein in die weite Grotte.*

(Odyssee V 63—77)

Man darf es sich mit der Charakterisierung dieser Landschaftsschilderung, mit dem Verständnis ihrer stillen Geschlossenheit und reifen Fülle nicht zu leicht machen. Diese Insellandschaft ist mehr als ein reizvoller Hintergrund, auf dem sich die Konturen der vor ihr auftretenden Gestalten abzeichnen, mehr auch als ein friedvoller Kontrast zu ihren spannungsreichen Beziehungen, sie spricht mit Lichtern, Farben und Tönen zu den Sinnen, offenbart so stark ihre zauberhafte Eigengesetzlichkeit, daß selbst der Gott, dem doch das Wunderbare alltäglich sein muß, in stummem Betrachten verharrt, für einen Augenblick seines olympischen Auftrags vergessend. Läßt sich das Ergebnis solchen Betrachtens wirklich auf den simplen Begriff „einer schönen Gegend“ reduzieren, wie gelegentlich gesagt worden ist? Eine „ideale“ Landschaft ist sie gewiß, ideal aber doch vor allem im Sinn des Dichters und seiner ägäischen Welt. Im Bereich nüchtern kahler, abweisender Felseilande und baumloser Steinwüsten gleicht dieses üppige Gehölz aus Erlen, Pappeln und Zypressen

einem paradiesischen Traum voll jener ewigen Jugend, die Kalypto dem heimwehkranken Odysseus verspricht, sind die sprudelnden Quellen kristallklaren Wassers Sinnbild belebender Kraft, sind die Vögel in dem Gezweig der mächtigen, frei sich entfaltenden Bäume Sinnbild einer ungestörten, unzerstörbaren Natur. Das Besondere, Unverwechselbare dieser Insel Landschaft scheint weder ihre ungetrübte Schönheit noch der vegetative Friede zu sein, der sie erfüllt, sondern ihre offensichtliche Unberührtheit von menschlichem Eingreifen, ihr Verharren in ihrer ursprünglichen Gestalt. Die Spuren kulturschaffenden Bemühens, seine Sinnbilder, der „zahme“ Weinstock mit seiner Traubenfülle, das flackernde Herdfeuer, der Webstuhl, der Gesang der Nymphe, sie alle fügen sich ohne Bruch und Widerspruch in das Naturbild ein. Diese innere Einheit, das Herausgenommensein aus den konflikträchtigen menschlichen Interessen machen den göttlichen, überhöhten Charakter der Landschaft aus; ihnen entspricht das bewundernde Schauen des Gottes. Spannung entwickelt sich erst aus dem Verhältnis des Odysseus, des hier gestrandeten und festgebannten Menschen, zu dieser Landschaft. Er bleibt ja auch abseits, außerhalb des makellosen Bildes; der Botengott trifft ihn nicht in der Grotte bei der Nymphe an,

*„Sondern der saß wie stets am Meeresgestade und weinte,
Bitter sein Herz zermarternd mit Zähnen, Seufzern und Qualen.
Tränenden Auges starrte er auf das öde Gewässer.“*

(Odyssee V 82—84)

Damit tritt der Kontrast in das Bild. Odysseus bleibt immun gegen die Verlockung der Märchenwelt; er lebt in ihr als Fremder, in der Verbannung zurückgehaltener, für ihn bedeutet die Insel ein schönes Exil. Von dieser Realität aufsteigend überzieht dann allerdings ein goldener Hauch des Unwirklichen das prachtvolle Landschaftsgemälde und läßt es zurücktreten in seine stille Versunkenheit, um die Szene freizumachen für die Vorbereitungen zu neuen Abenteuern des unruhigen Helden. Damit scheint diese einzigartige Schilderung von einer starken Bewegung erfüllt; das Landschaftsbild kommt zunächst, mit großen kräftigen Zügen sich abzeichnend, auf den Betrachter und Leser zu, um seine bedeutendste Strahlung beim Verharren des schauenden Gottes zu erreichen; dann weicht es vor der Gestalt des trauernden, heimwehkrank auf das Meer hinausstarrenden Odysseus langsam in seine märchenhafte Ferne zurück, ein Zeugnis für die geniale psychologische Kunst dieses Dichters.

Fast noch packender als in der Beschreibung der Insel der Kalypto erscheint Landschaft absolut, um ihrer Wesenheit selbst

willen geschildert im neunten Buch der „Odyssee“, wo die Abenteuer des Helden und seiner unglücklichen Gefährten im Land der wilden Riesen, der Kyklopen, berichtet werden. Ein Märchenmotiv mischt sich hier in die Erzählung, ein uraltes und unvergängliches: das Bild jenes immer wieder erträumten, immer wieder beschriebenen Wunderlandes, in dem ohne Arbeit und Mühe alles gedeiht, „Weizen, Gerste und Reben, behangen mit üppigen Trauben“, jenes Landes, dessen Bewohner „nie die Hände zu rühren brauchen zum Säen, Pflanzen und Pflügen“. Das lockende Bild dieser visionären Traumlandschaft wird noch farbiger, leuchtender durch den Kontrast zu den äußeren Umständen, unter denen Odysseus und seine Gefährten ihr Gestade erreichen. Die Nacht hat sie auf See überrascht, durch das Dunkel treiben sie ängstlich dahin, dichter Nebel senkt sich auf die Wogen herab, Wolken verhüllen den Mond, dessen Licht ihnen den Weg zu weisen vermöchte. Nur die Gunst einer hilfreichen Gottheit läßt sie zum Ufer einer Insel gelangen, die vor der Einfahrt zur Bucht des Kyklopenlandes liegt. Etwas vom erwartungsvollen, abenteuernden Geist frühen griechischen Kolonistentums blitzt auf, der Traum vom unberührten, menschenleeren, dagegen von jagdbarem Wild wimmelnden, fruchtbaren Naturparadies, von brachliegenden Fluren, die des Fleißes strebsamer, geschickter Siedler harren. So zeichnet der Dichter das Bild dieser Insel:

*„Waldig ist sie; unzählige Scharen von wilden Ziegen
Tummeln sich dort, kein Menschensbtritt macht sie fliehen.
Dorthin wagen sich nicht einmal Jäger, die durch das Dickicht
Elend hindurch sich schinden und Felsenschrofen erklimmen.
Keine Herde weidet auf ihr, kein Ackermann pflügt sie,
Ungesät und ungepflügt liegt sie ständig als Brachland,
Menschenleer, und dient nur meckernden Ziegen als Weide.
Denn der Kyklope weiß nichts von mennigwangigen Schiffen,
Nichts von Schiffszimmerleuten, die tüchtig wären im Bauen
Saubere gebordeter Schiffe, die dann zu den Städten der
Menschen*

*Führen mit Aufträgen jeglicher Art, wie sonst häufig mit Schiffen
Menschen über das Meer hin sich gegenseitig besuchen.
Solche Männer würden die Insel auch bestens bestellen,
Denn ihr ergiebiger Boden trüge das Jahr hindurch Ernten.
Feuchte Wiesen, schwellende, säumen der gischtenden Salzflut
Rand; auch Reben, ausdauernde, müßten dort ständig gedeihen.
Eben läge das Pflugland; zur Erntezeit mähte man jährlich
Hohe Kornfelder ab, denn fett ist unten die Erde.
Auch ein sicherer Hafen ist da und macht Seile entbehrlich,*

*Überflüssig sind die Ankergewichte, sind Festbindetaue,
 Sondern man läuft auf den Sand auf und bleibt dort, bis es
 den Seemann
 Abzusegeln gelüftet und günstige Fahrwinde wehen.
 Doch einer Grotte am Ende des Hafens läßt eine Quelle
 Schimmerndes Wasser entströmen; ringsum ragen
 Schwarzpappeln.
 Dort erreichten wir Land; ein Gott war unser Geleiter
 Durch die stockdunkle Nacht, wo wir selbst nicht zu sehen
 vermochten;
 Dicker Nebel braute rings um die Schiffe, der Mond auch
 Zeigte sich nicht am Himmel, auch ihn verfinsterten Wolken.
 Deshalb erblickte keiner, erkannte kein Auge die Insel,
 Auch die Dünung, die langgezogen zum Ufer sich wälzte
 Sahen wir nicht, bis die festen Schiffe den Sandstrand berührten.
 Nach der Landung der Schiffe reiften wir sämtliche Segel,
 Stiegen dann selber an Land vor der Brandung des Meeres
 Und erwarteten dort im Schlaf die göttliche Eos.
 Als die früherscheinende Eos mit Rosenhänden sich zeigte,
 Streiften wir auf der Insel umher mit staunenden Augen.
 Aber Nymphen, Töchter des Zeus, des ägisbewehrten,
 Trieben uns Bergziegen zu, als Mahlzeit für die Gefährten.“
 (Odyssee IX 118—155)*

Für die Eigenart dieses Gemäldes einer unberührten Naturland-
 schaft ist die Person des Erzählers wichtig. In der Beschreibung
 der Kalypso-Insel Ogygia spricht der Dichter selbst in direkter
 Schilderung, das Landschaftsbild erhält Gestalt und Farbe allein
 durch das Medium seiner dichterischen Sicht. Anders verhält es
 sich hier bei der Beschreibung der Ziegeninsel, die wie ein Sperr-
 riegel gegen die heranbrandenden Wogen vor der Einfahrt in
 die Hafenbucht des Kyklopenlandes liegt: Indirekt kommt hier
 die Schilderung dieses jungfräulichen, zugleich auch wilden, ab-
 wehrenden Landes aus dem Mund des Helden der Dichtung.
 Daher rühren die subjektiven, urteilenden, wertenden Töne in
 dieser Schilderung. „Fast begeistert sich Odysseus, als ob er zum
 Siedler werden wollte.“ Karl Reinhardt charakterisiert die Re-
 aktion des Helden auf das sich ihm bietende Natur- und Land-
 schaftsbild in dieser konkret-historischen Weise. Tatsächlich fin-
 det sich in die behaglich breite Naturschilderung diese Art von
 praktisch-wirtschaftlichem und im weiteren Sinne auch politi-
 schem Raisonement eingestreut. Der unversehens an diese Ufer
 geführte Menschen setzt die Möglichkeiten und Gegebenheiten
 dieser unberührten Natur in Beziehung zu seinen eigenen Zweck-

ken. Da dieser Mensch Grieche ist, formen sich seine Eindrücke auch in Gesellschaftskritik um, in griechische natürlich. „Solche Männer“, Männer wie wir Griechen, versteht sich, „hätten die Insel fleißig bestellt“, ihrer „fetten Erde“ die reichsten Ernten abgewonnen. Diese Kyklopen hingegen, mit ihrer Abgeschlossenheit vor der übrigen Welt, ihrer gesellschaftsfeindlichen Zurückgezogenheit, mit ihrer Ablehnung alles Neuen und Fremden, mit ihrem Mangel an jeglicher Neugier, sie kennen ja nicht einmal Schiffe, sie denken gar nicht daran, solche Fahrzeuge zu bauen und mit ihnen andere Länder und Völker aufzusuchen, Seefahrt ist ihnen ein unbekannter Begriff, obwohl sie doch einen, nach griechischen Vorstellungen geradezu idealen, Hafen besitzen. Inmitten der prächtigen Landschaftsmalerei sind das Züge griechischer Selbstdarstellung; der selbstsichere Ausdruck griechischen Zivilisationsbewußtseins und Unternehmungsgeistes zieht das Bild der Landschaft aus dem Bereich mythischer Entrücktheit und rückt es in die Nahzone konkreter, dem Menschen greifbarer Wirklichkeit. Odysseus betrachtet die Insel mit den landsuchenden Blicken des Entdeckers. Man erinnere sich an die grundverschiedene Haltung des Betrachters in der Kalypso-Episode, an das staunende, bewundernde Betrachten und stille Verharren des Götterboten Hermes, und vergleiche damit die Hurttigkeit der Blicke, mit der Odysseus seine Beobachtungen registriert. Nur die Natur der beiden Inseln läßt Züge der Übereinstimmung, der nahen Verwandtschaft erkennen: So die reiche, üppige Vegetation, dort der Hain aus Erlen, Pappeln, Zypressen, hier der Baumbestand, diesmal als urwaldartige Wildnis, als dschungelähnliches Dickicht erscheinend, das reine, schimmernde Wasser der Quellen, die ungestörte, die Natur erfüllende und beherrschende Fauna, auf Ogygia die zahlreichen Vögel, Falken, Krähen, Eulen, Möwen, auf der Insel vor der Hafembucht des Kyklopenlandes die unübersehbaren Schwärme wilder Ziegen, die noch nie ein Jäger aufgescheucht und das Fürchten gelehrt hat.

In ein wahres Märchenland entführt der Dichter seinen Helden auf der letzten Station der zehnjährigen Irrfahrt: auf die Insel der Phäaken mit den Gärten des Königs Alkinoos. Mit unnachahmlicher Sensitivität hat Jacob Burckhardt diese zauberhafte Welt bezeichnet: „Wo liegt dieses wunderbare Eiland? Man hat geglaubt, es in der Insel Kerkyra oder Korfu entdeckt zu haben; allein Scheria gehört dem Traumleben des Mythos, gehört einer und derselben wunderbaren Traumgeographie an, in der die Phantasie aller Zeiten von jeher stark zu Hause war. In solchen Regionen weilt ja die Phantasie so gerne, und darum entstehen

auch diese Fabelländer sozusagen von selber.“ Wohl scheint Natur auf diesem Scheria auf den ersten Blick ganz in den Bereich der Inselbewohner gezogen, und trotzdem bestimmen die Elemente des Magischen, Zauberhaften, Irrealen ganz und gar das Bild, das der Dichter entwirft. Aufgehoben ist der natürliche Zyklus von Saat und Ernte, von Blüte und Reife, die Jahreszeiten sind auf einen unendlichen Augenblick zusammengerafft, werden den glücklichen Phäaken und ihrem König gleichzeitig geschenkt. In den Gärten des Alkinoos leuchtet das Bild eines ewigen Erntetags auf:

*„Nah am Tor vor dem Hof liegt, vier Morgen bedeckend,
ein großer
Garten gebreitet; auf jeder Seite umfriedet ein Hag ihn.
Hohe Bäume wachsen darin mit üppigem Laubwerk,
Birnen-, Granaten- und Apfelbäume voll leuchtender Früchte,
Süße Feigen am Baum, die reiche Tracht der Oliven.
Nie verkommt ihre Frucht und versagt sich auch niemals,
Sommers wie winters wächst sie, ganzjährig gedeihend; ein allzeit
Säuselnder West läßt die einen sich bilden, die anderen reifen.
Birne um Birne altert, Apfel um Apfel wird zeitig,
Aber auch Traube um Traube gedeiht so, Feige um Feige.
Reben sind gleichfalls gepflanzt mit reich behangenen Stöcken;
Davon ein Stück auf ebener Fläche, zum Trocknen ersehen,
Dörret in der Sonne; doch andere Trauben werden gelesen,
Andere aber gekeltert; vorn sieht man Herlinge schwellen,
Eben die Blüte abstoßend, und andere gewinnen schon Farbe.
Aber der letzte Streifen des Gartens ist sauber mit Beeten
Jeder Art von Gemüse bestellt, die das ganze Jahr prangen.
Auch zwei Quellen sind da; die eine bewässert den ganzen
Garten, die andre strömt unter des Hoftors Schwelle zum hohen
Hause hinüber; von ihrem Wasser schöpfen die Bürger.
Solche Göttergeschenke zierten Alkinoos' Wohnsitz.“*

(Odyssee VII 112—132)

„Bilder aus einer anderen Welt“ hat Jacob Burckhardt diese Schilderung genannt; in eine zauberhafte Märchenwelt führen in der Tat diese Verse nicht nur durch das Zusammenrücken, die Identität der Jahreszeiten und das Wunder der nie aufhörenden Ernte, sondern auch durch die fabelhafte Makellosigkeit aller Früchte, die keine Fäulnis, kein Verdorren zu kennen scheinen. Es ist eine phantastische Welt, in der sich das Verlangen des Menschen, des unverbildeten Geschöpfes einer naiven, erlebnisfähigen Frühe nach einem Reich der Vollkommenheit, jenseits der Unzulänglichkeiten und Begrenztheiten des hiesigen Daseins, spiegelt. Wo aber wäre diese Traumwelt besser angesiedelt als

im Traumreich der Phäaken, das die Phantasie der Griechen im Jahrhundert Homers weit draußen hinter den Grenzen der bekannten Welt und der befahrenen Meere gesucht hat? Märchen- und traumhaft erscheinen auch die Menschen dieses seltsamen Reiches, diese mit einer unfehlbaren, sicheren Stille über ein glattes Meer hincilenden Seeleute, die den Fremden so leicht und wie schwebend in seine Heimat geleiten, wo sie auch liegen mag. Unwirkliche Zauberkraft haftet auch ihren Schiffen an:

*„Denn keinen Rudergänger hat ein Phäakenschiff nötig,
Auch kein Steuer besitzt es, wie andere Schiffe es haben,
Denn von selbst versteht es Gedanken und Pläne des Menschen,
Kennt aller Völker Städte, kennt alle ertragreichen Fluren,
Pfeilschnell quert es umbraut von Wolke und Nebel, des Meeres
Schlünde, und niemals steht zu befürchten, daß einem solchen
Schiffe Schaden geschieht oder Untergang gar es vernichtet.“*

(Odyssee VIII 557—563)

Auf einem dieser „denkenden“, sich selbst steuernden Traumschiffe wird Odysseus, mit Gastgeschenken königlich bedacht, auf die letzte Reisetappe seiner langen Irrfahrt gehen, um auf seine Heimatinsel Ithaka zurückzukehren, aus dem verwirrenden, lockenden und bedrohlichen Reich des Unwirklichen, das er durchmessen hat, in die Realität eines konkreten Gestades. Daß diese unwirklich lautlose Fahrt den fahrtmüden Helden in einen tiefen, reglosen Schlummer versenkt, versinnbildlicht die Nacht, in der Odysseus die Welt seiner Abenteuer hinter sich zurückläßt. Schlummernd erreicht er nach zwanzigjähriger Abwesenheit die Heimat, die er beim Erwachen nicht erkennen wird, noch schlafend heben ihn die phäakischen Seeleute samt seinen Geschenken aus dem Schiff. Sie lassen den Schlummernden am heimatlichen Ufer zurück und segeln lautlos davon.

Eine unvergleichliche Landschaftsschilderung umfängt diese Szene der Heimkehr vor dem Erwachen des Helden. Als ein Element aus der Märchenwelt der vergangenen Irrfahrten könnte die Nymphengrotte erscheinen, doch hier auf dem wiedergewonnenen Boden realer Menschenwelt kommt der Grotte eine andere Bedeutung zu: sie ist nun Heiligtum, verehrter Wohnsitz geglaubter, segenspendender göttlicher Mächte, die der Glaube dort weiß, doch das Auge nicht in menschlicher Gestalt erscheinen zu sehen erwartet. Durch diese berühmte, vielfach besprochene Nymphengrotte sollte man sich auch gemahnt fühlen, in diesem Landschaftsgemälde aus dem homerischen Ithaka kein geographisch genaues, topographisches Abbild vermuten oder gar erkennen zu wollen. Dichtung sollte nicht mit Reisebeschreibung



Korfu, Blick von Kanoni auf das Kloster Vlakherne (rechts) und die Insel Pontikonisi (links), das von Poseidon zur Strafe für die Errettung des Odysseus versteinerte Schiff der Phäaken.

verwechselt werden. Man sehe in der Beschreibung dieser Landschaft keinen auf Autopsie beruhenden Report, man lasse diesem Ithaka den Rang einer dichterischen Schöpfung, die charakteristische Eigentümlichkeiten griechischer Insellandschaften in einem groß geschauten Bild birgt. Mit dieser Vorstellung sollte man die Episode der Heimkehr des Odysseus, eines jener großen Urbilder menschlichen Schicksals, im dreizehnten Buch der „Odyssee“ lesen und verstehen:

*„Als sich der leuchtendste unter den Sternen erhob, der am
fühbesten
Aufgeht als Bote des Lichts der früh erscheinenden Eos,
Näherte rasch das meerdurchfurchende Schiff sich der Insel.
Phorkys, der Alte vom Meer, besitzt einen Hafen im Umland
Ithakas; doch seine Einfahrt begrenzen zwei Küstenvorsprünge,
Brechen jäh ab und stürzen sich in das Innere des Hafens.
Diese wehren bei heftigen Stürmen von außen den hohen
Wogen; doch innen liegen die sorgsam gedeckten Schiffe
Unvertäut, sobald sie zur Ankerstelle gelangt sind.
Hinten, am Ende der Bucht, steht ein blätterstreckender Ölbaum;
Neben ihm öffnet sich eine lieblich dämmernde Grotte,
Heilig als Stätte der Nymphen, die auch Najaden genannt sind.
Mischgefäße stehn drin und doppelhenklige Krüge,
Steinerne; wilde Bienen auch bauen dort ihre Waben.
Webstühle, überlange aus Stein, sind dort, dran weben
Meerpurpurfarbene Tücher die Nymphen, ein Wunder zum
Anschauen.
Immer strömt Wasser darin. Zwei Türen auch hat diese Grotte:
Eine davon ist nach Norden gerichtet als Zugang für Menschen,
Göttlicher öffnet die andre sich südwärts, doch Sterbliche haben
Dort keinen Zutritt, denn das ist der Weg der unsterblichen
Götter.
Dorthin steuerten sie; sie kannten die Stelle von früher;
Bis zur Hälfte des ganzen Rumpfes lief auf den Sandstrand
Schwungvoll das Schiff; so kräftig trieben's der Ruderer Arme.
Alsbald ans Land aus dem festen Schiffsrumpf stiegen die
Männer,
Hoben dann erst Odysseus heraus aus der Wölbung des
Schiffleibs,
Mit ihm zusammen das Leintuch und auch die schimmernde Decke,
Legten danach auf den Sand den noch vom Schlummer
Bezwungenen,
Luden die Reichtümer aus, die zur Heimfahrt die edlen Phäaken
Ihm, als er schied, auf Athenas großherzigen Antrieb gegeben.*

*Nebeneinander am Fuß des Ölbaums stellten sie alles,
Abseits vom Wege, damit nicht zufällig ein Wanderer komme,
Ehe Odysseus erwache, und räuberisch Schaden ihm stifte.
Selbst aber fuhren sie wieder nach Hause.“*

(Odyssee XIII 93—125)

Nur mürrische Pedanterie vermag an der topographischen Ungenauigkeit der Beschreibung herumzumäkeln, nur schiefes Dichtungsverständnis die homerische Schilderung mit der konkreten Erscheinung der Insel, Homers Ithakalandschaft mit dem tatsächlichen Bild der Insel auf Richtigkeit überprüfen wollen. Solche Versuche müssen am Wesen des dichterischen Bildes vorbei ins bare Mißverständnis führen. Wer nach Ithaka kommt, um Homers Ithakabild bestätigt zu sehen, wird stets enttäuscht sein. Wer aber dem Dichter das Recht des freien schöpferischen Gestaltens läßt, wird auf Ithaka trotzdem alles finden, was er erwartet. Auch die Nymphengrotte ist da, freilich nicht am Ende der Hafengebucht, wie Homer berichtet, sondern hoch oben über dem modernen Städtchen am besonnten, kräuterduftenden Hang. Sie ist jetzt zugänglich gemacht, mit ästhetisch nicht eben erbaulichen Mitteln; in ihren Tropfsteingebilden erkennen wir die steinernen Webstühle, an denen Homer die Nymphen „meerpurpurfarbene Tücher“ weben läßt. Die beiden Pforten, die in die Grotte Sterbliche einerseits, Unsterbliche andererseits gelangen lassen, sind mythische Zeichen, die den realen Ort und das reale Ereignis in die Nähe des Überwirklichen rücken. Im übrigen sollte man sich nicht zu sehr gerade auf diese, relativ unbedeutende, Grotte versteifen, die man sich als Nymphengrotte zu bezeichnen gewöhnt hat. Stalaktitengrotten, herrliche und weiträumige darunter, sind keine Eigentümlichkeit Ithakas, sie finden sich überall in der griechischen Inselwelt, ganz besonders aber in dem Archipel vor dem Eingang zum Golf von Patras, in den großartigsten Ausprägungen sogar in Ithakas allernächster Nähe, gegenüber auf Kephallinia in der herrlichen Grotte von Melissani mit ihrem blaugrün schillernden, kristallklaren See und der noch ungleich gewaltigeren Grotte von Drogarata mit ihren schimmernden, blinkenden Wäldern von Stalaktiten und Stalagmiten. Zur Typologie der homerischen Landschaft sind auch jene anderen Motive zu zählen, denen wir bei der Beschreibung der Ithakalandschaft wiederum begegnen: Die Quelle, der Baum, der windgeschützte, sichere Hafen, die Grotte, die wir schon als Mittelpunkt der Kalypso-Idylle erlebt haben. Doch trotz dieser typischen Elemente hat diese Landschaftsszene am Phorkyshafen ihren eigenen, unverwechselbaren, unaustauschbaren Zauber.



Ithaka, Hafeneinfahrt.

Läßt dieser Ausschnitt der Heimatinsel, der den Heimkehrer bei seinem Erwachen empfängt, mit seiner Nymphengrotte, den steinernen Webstühlen, den beiden ungleichen Pforten, noch einmal den Hauch der überstandenen Abenteuer- und Märchenwelt verspüren, so führt im vierundzwanzigsten Buch der Dichtung die Szene im Garten des greisen Laertes unmittelbar hinein in die Wirklichkeit der vom Menschen gestalteten, in mühsamer täglicher Arbeit in Fruchmland verwandelten Landschaft. Der Kontrast zum Märchenland der Phäaken, den Gärten des Alkinoos, dem Nebeneinander der Jahreszeiten, der endlosen Erntezeit, der paradiesischen Vollkommenheit der Früchte, dieser ganze Gegensatz personifiziert sich in der ergreifenden Greisengestalt des Laertes, im Bild seiner äußeren Verwahrlosung, in der Verlorenheit seines ärmlichen, traurigen Gartengeschäfts, bei dem der Sohn nach vollzogener Rache an den frechen Verderbern seines Gutes ihn antrifft:

*„Ganz allein im gepflegten Garten fand er den Vater,
Erde lockernd um einen Pflänzling; sein Leibrock war schmutzig,
Abgewetzt und geflickt, um die Beine waren geflickte
Rindslederschienen gebunden, um Kratzwunden ihm zu ersparen,
Handschuhe hatte er an seinen Händen zum Schutz vor den
Dornen,
Sonnenschutz war auf dem Kopf eine ziegenlederne Kappe.
Als nun Odysseus, der leidensreiche, göttliche, so den
Vater erblickte, vom Alter zermürbt, die Seele voll Schwermut,*

Hielt er bei einem mächtigen Birnbaum inne und weinte.
 Dann erwog er in seinem Gemüt und in seinen Gedanken,
 Ob er den Vater umarmen solle und küssen und alles
 Einzeln berichten, die Fahrt hierher und die Rückkehr zur
 Heimat,
 Oder zuerst auf die Probe ihn stellen mit Fragen nach allem.
 Während er so überlegte, erschien es ihm schließlich doch besser,
 Auf die Probe zuerst ihn zu stellen mit spaßhafter Rede.
 Dazu entschlossen ging grad auf ihn zu der edle Odysseus.
 Doch um die Pflanze hackte gesenkten Hauptes der Vater
 Immer noch, als der strahlende Sohn zu ihm trat mit den Worten:
 Alter, dir fehlt's an Geschick nicht, das Gartenland zu bestellen,
 Vielmehr läßt alles sorgsame Pflege erkennen, und gar nichts,
 Weder ein Setzling noch eine Feige, ein Rebstock, ein Ölbaum,
 Birnbaum, Gemüsebeet, nichts bleibt ohne Pflege im Garten.
 Doch etwas andres muß ich dir sagen, nur sei dann nicht zornig:
 Selber entbehrst du der sorgsamen Pflege, nur klägliches Alter
 Lastet auf dir, schmutzstarrend erscheinst du und garstig von
 Ansehn.
 Doch wegen Trägheit gewiß nicht, läßt dich dein Herr ohne
 Pflege,
 Auch von sklavischem Wesen ist nichts zu bemerken an deinem
 Ansehn und Wuchs; einem Mann wie ein König gleichst du
 weit eber.
 Ja, ihm gleichst du, der, wenn er Bad und Mahlzeit genossen,
 Schlummert auf weichem Lager; denn das ist das Vorrecht der
 Alten.
 Und nun sag' mir auch das und laß mich's verläßlich erfahren:
 Wer ist dein Herr, dem du dienst, und wessen Garten bestellst du?
 Schließlich berichte auch das noch getreulich, damit ich's genau
 weiß:
 Sind wir denn wirklich nach Ithaka hierher gekommen, so wie mir
 Eben ein Mann, den ich traf auf dem Wege zu dir her, gesagt
 hat?

(Odyssee XXIV 226—247)

Die Lügengeschichte, die der vielerfahrene, listen- und einfalls-
 reiche Odysseus seinem greisen Vater aufischt, ehe er sich ihm
 endlich zu erkennen gibt, führt aus dem Garten des Laertes noch
 einmal hinaus in das Reich der fabelnden Phantasie. In den
 Garten zurück geleitet danach die Stelle, an der Laertes von dem
 heimgekehrten Sohn, den er nicht wiederzuerkennen vermag,
 ein Zeugnis für seine Identität fordert. Da werden nun die
 Bäume des Gartens selber zu Zeugen dafür, daß wirklich Odys-
 seus und kein Betrüger nach Ithaka gekommen ist:

*„Weiter will ich dir dann im gepflegten Garten die Bäume
Nennen, die du mir damals geschenkt hast; ich bat dich als Knabe
Einzelu um jeden, im Garten dir folgend; unter den Bäumen
Gingen wir beide, du aber sagtest und nanntest mir jeden.
Apfelbäume gabst du mir zehn, doch Birnbäume dreizehn,
Vierzig Feigenbäume; dazu versprachst du mir fünfzig
Reben zu schenken, die allzeit im Jahr zur Lese bereit sind,
Trauben von jeder Art aber sind an ihnen zu finden,
Wenn von oben die Horen des Zeus sie mit Segen beschwären.
Bei diesen Worten wankten das Herz und die Knie dem Vater,
Da er die Zeichen begriff, die Odysseus untrüglich gewiesen.
Mit seinen Armen umfing er den lieben Sohn, und der edle,
leidensreiche Odysseus zog den Ohnmächtigen an sich.“*

(Odyssee XXIV 336—348)

Um den verlassenen, vernachlässigten und vergrämten alten Mann, der eine Pflanze versetzt und mit der Hacke Erdreich auflockert, ist eine schlichte, den Bedürfnissen des Menschen dienende und von seiner Fürsorge behütete Gartenlandschaft gebreitet; Wachstum und Ertrag stattlicher Obstbäume und reichtragender Reben bestimmen ihr Bild. Der Greis, der sich um den Setzling bemüht, steht da als das Sinnbild des Menschen, der in der gleichförmigen Arbeit des Alltags die Natur seinen Zwecken unterwirft. Mehr als die blutige Szenerie des Freiermordes läßt dieses Landschaftsgemälde in der Heimkehr des Odysseus den Kontrast der Welten empfinden, der Märchenwelt, die der „vielumhergetriebene“ Held erlebt, erlitten und hinter sich gelassen hat, der Welt der Kalypso-Insel, des Kyklopenlandes und der Zauberinsel der Phäaken, und der realen Welt nun hier auf der Heimatinsel, von der Odysseus vor zwei Jahrzehnten in den großen Krieg über See aufgebrochen ist, der Welt, in der man hacken, säen und pflügen muß, um ernten zu können. Von einer ländlich-beschaulichen Idylle zu phantasieren, verbietet das Bild des gramgebeugten, unter der Last des Schicksals seufzenden alten Mannes, das eindringlicher als alles andere an die Wirklichkeit und Gegenwärtigkeit des menschlichen Daseins erinnert.

Schon ein flüchtiger Blick auf die griechische Vasenmalerei offenbart die bald beginnende und dann nie mehr aussetzende Wirkung Homers im Bereich der Bildenden Kunst. Es wäre verwunderlich, wenn die Landschaftsschilderungen der „Odyssee“ nicht auch die große Malerei der Antike zur Nachgestaltung angeregt hätten. Der römische Schriftsteller Vitruvius, der sein Werk „Über die Architektur“ um 25 v. Chr. veröffentlichte, nennt



Rom, Haus auf dem Esquilin. Episode aus der „Odyssee“ Ankunft im Lande der Lestrygonen. Vatikan.

unter den bevorzugten Themen der griechischen Wandmalerei die Irrfahrten des Odysseus. Ein glücklicher Zufall hat uns eine Anzahl dieser antiken Odyssee-Landschaften erhalten, Fresken aus einem Haus, wahrscheinlich aus der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr., auf dem Esquilin in Rom, die sich jetzt in der Biblioteca Vaticana befinden. Es sind Bilder, deren Atmosphäre dem Zauber der Landschaften in der „Odyssee“ entspricht. Diese Fresken vom Esquilin sind wohl keine römischen Originale, sondern Kopien hellenistischer Werke, die um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. in Alexandria entstanden sein dürften. Diese Verbindung liegt nahe; waren es doch die bedeutenden Gelehrten der weltberühmten Bibliothek des Museions von Alexandria, mit deren Arbeit am Homer die große wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem unerschöpflichen Thema begann. Der Betrachter der Fresken vom Esquilin empfindet, wie groß diesen Künstlern die Landschaftsschilderungen der „Odyssee“ vor der Seele standen, wie gegenwärtig ihnen der Text der Dichtung war; auch sie müssen begriffen haben, daß Landschaft in der Dichtung Homers nicht einfach Hintergrund ist, vor dem die Personen auftreten, handeln und ihre Schicksale erfahren, sondern daß diese Landschaften die in sie hineintretenden, in ihnen handelnden Gestalten riesig und phantastisch überragen. Vor Homers Landschaftsbildern darf man, ohne sich romantisierender Natur-

schwärmerci schuldig zu fühlen, in stummer Bewunderung verharren, wie der von Zeus entsandte Botengott vor dem Hain um die Grotte der schönen Nymphe Kalypso. Wer das Glück hat, die Welt der griechischen Inseln zu erfahren, wird zugleich die Wahrheit des unvergänglichen Gedichts erleben.

Bibliographische Angaben

Bernard Andreae, Der Zyklus der Odysseefresken im Vatikan. Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts (Rom) 69, 1962, S. 106—117.

Jacob Burckhardt, Das Phäakenland Homers. Wiederabdruck eines Vortrags vom 14. November 1876. Neue Jahrbücher für Antike und Deutsche Bildung. N. F. 4, 1941, S. 83—92.

Prosper Dorbec, Homère initiateur dans l'art du paysage. Revue Bleue 77, 1939, S. 136—140.

A. Gallina, Le pitture con paesaggi dell'Odyssea dall'Esquilino. Studi Miscelanei del Seminario di Archeologia dell'Università di Roma VI. Roma L'Erma di Bretschneider 1964.

Richard Harder, Odysseus und Kalypso. Kleine Schriften. Herausgegeben von Walter Marg, München 1960, S. 148—163.

Otto Körner, Das Naturgefühl in der homerischen Dichtung. Das humanistische Gymnasium 1934, S. 113—130.

Wilhelm Nestle, Griechische Studien. 2. Odysseelandschaften. Stuttgart 1948, S. 32—49.

Adam Parry, Landscape in Greek Poetry. Yale Classical Studies 15, 1957, London, Oxford University Press.

Karl Reinhardt, Von Werken und Formen. Godesberg 1948, S. 73—78.

Karl Schefold, Archäologisches zum Stil Homers. Museum Helveticum 12, 1955, S. 132—144.

Carl Schurz, Lebenserinnerungen, Bd. 1, Berlin 1906, S. 388—389.

Paolo Vivante. On the representation of nature and reality in Homer. Arion, A Quarterly Journal of Classical Culture, 1966, V 2, S. 149—190.

Die in deutscher Übertragung wiedergegebenen Stellen aus der „Odyssee“ wurden vom Verfasser für diesen Aufsatz neu aus dem Originaltext übersetzt.

KLASSISCHE STÄTTEN IN DEN WERKEN GRIECHISCHER DICHTER

Wir wandern auf antiken Straßen über die Ruinenfelder der Stätten ehemaligen Glanzes. Der Anruf versunkener Größe und und die Melancholie der Zerstörung dringen auf uns ein. Mit dem ernüchterten Auge unserer totalen Rationalität sehen wir ins erloschene Angesicht ihrer Denkmäler, der halbzerbrochenen Statuen. Unausweichlich stellt sich die Frage, wie die Zeitgenossen diese Schöpfungen erlebt haben. Die großen Beschreibungen, Strabon, Pausanias, stammen aus der Spätzeit. Besser wendet man sich um Bescheid an die viel älteren Dichter; sie waren selbst Teil dieser Schöpferkraft. Nahe liegt die Vermutung, daß sie auszusprechen wußten, was der Grieche ihrer Zeit empfand und erlebte, wenn er jene Bezirke betrat, die ihm heilig galten oder ihm Wesen und Glanz seines Hellenentums bedeuteten: zu Delphi, Dodona, Didyma, Olympia, Nemea und auf dem Isthmos von Korinth, in Athen, Ephesus, Milet, auf Delos, Samos, Kos und Rhodos. Versuchen wir also einige Begegnungen mit dichterischer Aussage über das, was auch heute noch dem Griechenlandsreisenden wesentlich erscheint.

Soll nach dem Prinzip der Chronologie verfahren werden, so muß am Anfang die älteste Dichterbeschreibung eines der ehrwürdigsten griechischen Heiligtümer stehen: der Insel Delos, die Apollons Geburtsstätte ist. Wir finden sie im Hymnos auf diesen Sohn des Zeus und der Titanentochter Leto. Früh im Beginn des 7. Jahrhunderts v. Chr. verfaßt, unter dem Namen Homers der Nachwelt überliefert, der Philologie ein vielumstrittenes Problem aufgebend, schildert dieses Gedicht die lange Irrfahrt, die Heras zornige Eifersucht der schwangeren Leto auferlegt; Städte und Inseln verweigern sich der Zuflucht- und Hilfesuchenden: Athen, Milet, Knidos, Euböa, Ägina, Lesbos, Chios, Kos. Alle fürchten Heras Vergeltung,

„Bis dann am Ende Delos betrat die erhabene Leto“ . (49)

In mythischer Monumentalität gestaltet der Dichter dann seinen Hymnos zu einem szenischen Dialog zwischen der göttlichen Bittstellerin und der unscheinbaren Insel; Delos selbst wird zur handelnden und redenden Gestalt. Unbeeindruckt von Heras zu fürchtendem Grimm erklärt sie ihre Bereitschaft, Leto bei sich aufzunehmen zu Apollons Geburt. Zuvor aber stellt sie, in einer Art Selbstanalyse, ihre eigene Kümmerlichkeit und Unzulänglich-



Delos, Löwenallee.

keit dar: In solcher Umgebung sollte ein so gewaltiger Gott in die Welt treten? Würde er sich nicht alsbald empören über die Armseligkeit seiner Geburt? Würde er das karge kleine Eiland nicht seinen ganzen Groll fühlen lassen?

*„Deshalb schreckt meinen Sinn und mein Herz die schlimme Befürchtung,
Daß er die Insel voll Hohn betrachtet, sobald er der Sonne
Erstes Erscheinen erblickt, da ich nur aus Steinen bestehe,
Daß er hinab in die Salzflut mit einem Fußtritt mich schleudert!
Dann wird ständig mein Haupt die riesige Woge umtosen,
Er aber wählt sich ein anderes Land, um dort nach Belieben
Tempel zu finden und baumreiche Haine. Mich werden Polypen
Dann noch besuchen, um ihre Schlafstatt zu bauen, und schwarze
Robben. Wen kümmert's, da doch Bewohner so wöllig mir
fehlen?“* (70—78)

Mit einem gewaltigen Eid antwortete ihr Leto: Vor allen anderen Inseln soll Delos, trotz der Unfruchtbarkeit seines Bodens, Ruhm und Reichtum für alle Zeiten gewinnen. Das gibt den Ausschlag. Das Ende der langen Irrfahrt ist für Leto gekommen. Auf Delos darf sie ihren Sohn Apollon zur Welt bringen und sich selbst von der Last ihres Leibes befreien:

*„Um die Palme schlang sie die Arme, sie drückte die Kniee
Fest ins hohe Gras, die Erde unter ihr lachte:
Er aber hüpfte ans Licht, die Göttinnen alle frolockten.“* (117—119)

Aus dem hohen Licht des mythischen Geschehens führt der Dichter dann hinein in die Gegenwartigkeit seiner eigenen Zeit. Delos ist wieder die winzige, steinige, unfruchtbare Insel. Aber nun ist sie kein unbekanntes, verachtetes Felseiland mehr: sie trägt den weitberühmten Tempel Apollons, ist kultischer Mittelpunkt aller jonischen Griechen, Schauplatz des prachtvollen Apollonfestes, zu dem die Jonier herbeieilen, um ihren göttlichen Ahnherrn und Stammvater zu feiern. Leto hat ihren Schwur gehalten, ihr Versprechen wahr gemacht: Delos, das steinige, kärgliche, ist das goldene, das reiche Delos geworden. In den Bildern der Dichtung spielt sich vor unseren Augen jenes Schauspiel ab, mit dem wir heute, durch die wieder aufgedeckten Ruinen des heiligen Bezirks wandernd, die zerstörten Bauten und verödeten Plätze nur durch die Kraft unserer Phantasie zu beleben vermögen:

*„Hier versammeln die langgewandeten Jonier sich alle,
Sie, ihre Kinder und mit ihnen auch ihre achtbaren Frauen.“*

*Wenn sie das Kampfspiel beginnen, gedenken sie deiner und
 bringen
 Freude dir dar mit Faustkampf, Reigentanz und Gesängen.
 Wer die vereinten Jonier dort trifft, der könnte wohl meinen,
 Alterslose seien sie, ja Unsterbliche alle.
 Grazie sähe er überall, eine Lust wär's zu schauen
 Alle die Männer und ihre schön gegürteten Frauen,
 Auch ihre pfeilschnellen Schiffe und ihrer Reichtümer Fülle.
 Doch das herrlichste Wunder dabei, dessen Glanz niemals
 abnimmt:
 Delische Mädchen im Dienst des weithin treffenden Gottes.
 Diese feiern in Preisgesängen Apollon als ersten,
 Dann aber Leto und Artemis auch, die Herrin des Bogens.
 Auch der Vorzeit gedenken sie, ihrer Männer und Frauen,
 Lieder anstimmend und so die Scharen der Menschen
 bezaubernd.“*

(147—161)

In diesen Bildern legt Dichtung den kultischen Ursprung und den religiösen Urgrund dessen bloß, was in Bauten und Bildern, in Vers und Melodie, in Gesang und Tanz als Kunst sichtbar wird. In dieser Bindung ruht auch der Kontrast, der im Apollonhymnos und im griechischen Bewußtsein seiner Zeit lebt: Das Kleine wird groß durch die Gegenwärtigkeit des Göttlichen. Lange wird diese Wurzel das Schöpferische in der griechischen Kunst nähren; erst nach einem jahrhundertelangen Prozeß der Säkularisation wird sie verdorrt und aus dem heiligen Delos des Apollonfestes das unheilige Delos der hellenistisch-römischen Zeit geworden sein, mit seinen riesigen Sklavenmärkten und seinen skrupellosen Menschenhändlern, die blasphemisch sich rühmten, an einem einzigen Markttag zehntausend Sklaven verschachern zu können.

Es heißt, Apollons Weg in die Welt folgen, wenn man sich nun von Delos hinüber zum Festland, nach Delphi, wendet. Inmitten jener großartig wilden Gebirgslandschaft am steilen Felsabhang des Parnaß wird er der Herr einer uralten Orakelstätte, als deren erste Inhaberin die Erdmutter Gaia selbst galt. Apollons Zug dorthin läßt Aischylos im Prolog seiner „Eumeniden“ die Prophetin des Gottes, die greise Pythia selbst, schildern:

*„Verlassend jenen See und Delos' Fels betrat
 Er Pallas' schiffreiche Küste und von dort
 Kam er in dieses Land, zur Heimstatt am Parnaß.
 Ihm Weg zu schaffen, ziehn die Söhne des Hephäst
 Voran und ehren ihn mit hoher Ehre Dienst,*

*Formlose Wildnis wandelnd in wegsames Land.
Zum Einzug feiert hoch ihn unser Volk, ihn grüßt
Auch Delphos, unsres Landes Steuermann und Herr.
Des Götterwissens Gabe gießt ihm Zeus ins Herz
Und setzt als vierten ihn auf der Propheten Stuhl:
Verkünder seines Vaters Zeus ist Loxias.“*

(9—19)

Dort auf der schmalen Felsterrasse, die Menschenhand dem stürzenden Hang abgerungen hat, um sechsmal im Gang der Geschichte das Haus des Gottes aufzurichten, hat der Genius des attischen Tragikers und Perserkämpfers im dritten Teil seines dramatischen Menschheitsgedichts, das er „Oresteia“ genannt hat, eine Szene von urtümlich wilder Größe angesiedelt: Die leidenschaftliche Auseinandersetzung der Erinyen, jener vorweltlichen gespenstischen Rachegeister, mit Apollon, dem neuen Herrn, dem Gott des absoluten Lichts. Obwohl kaum ein Wort fällt über das Heiligtum selbst und die Riesenkulisse der umgebenden Landschaft, von der korykischen Grotte und den Phaidriadengipfeln bis hinab in den Abgrund des Pleistosbaches, ist alles gegenwärtig und lebendig: Wir sehen vor uns die Säulen der Tempelfront, vor denen die Pythia erscheint, um im Angesicht des großen Altars ihr Gebet zu den Göttern des Heiligtums zu sprechen, ehe sie in das Adyton hinabsteigt, um sich auf den heiligen Dreifuß über dem Erdsplatt zu setzen und die Offenbarungen des Orakelgottes zu empfangen. Dann blickt der Zuschauer durch die geöffnete Tür in das Tempelinnere: Am Omphalos, dem heiligen Nabelstein, der die Erdmitte bezeichnet, kauert Orestes, Agamemnons Sohn, an dessen Händen das Blut seiner Mutter Klytämnestra haftet; um ihn her, auf den Sitzen für die den Spruch der Pythia erwartenden Pilger eingeschlafen, lagern die entsetzlichen Gestalten seiner Verfolgerinnen, schnarchend im Schlaf der Erschöpfung nach der langen Jagd. Apollon, der Herr des Heiligtums, erscheint. Er gibt Orestes in die Obhut seines göttlichen Bruders Hermes und weist ihn auf den Weg nach Athen, wo er mit Pallas' Hilfe von seinen Peinigerinnen erlöst werden soll. Ohne die schlafenden Schreckgestalten eines Blickes zu würdigen, entfernt sich der Gott. Da steigt aus der Erde der Schatten der ermordeten Klytämnestra empor und reißt mit zorniger Schelte die pflichtvergessenen Rächerinnen des Mutterblutes aus dem Schlaf. Von ihren Stühlen aufspringend vereinen sich diese zu einem grauenvollen Chor, in dem sie Apollon als Betrüger und Zerstörer der ewigen Satzungen anklagen und sich zu ihrer Pflicht bekennen, den Muttermörder bis an das Ende der Welt zu hetzen. Groß und drohend, den unfehlbaren Bogen

in Händen, tritt Apollon in ihre Mitte und weist sie schroff aus seinem Haus. Doch so leicht lassen sie sich nicht vertreiben. In einem scharfen Wortgefecht rechten die Gottheiten der Vorzeit mit dem jungen Lichtgott um die Gültigkeit des alten Rechts. Dann brechen sie auf, um ihr entsprungenes Wild erneut aufzuspüren. Während die Tempeltür sich hinter dem Gott von Delphi schließt, zieht auf der heiligen Straße die Schar der schwarzen Gestalten im Schlangenhaar bergab, um schließlich hinter dem Fuß der Phaidriaden, um den der Pfad sich windet, zu verschwinden. Auf einer hohen Felsterrasse steht der Tempel wieder in erhabener Einsamkeit. Der Dichter der „Orestie“ hat ihn als Stätte mythischer Begegnung erwählt: Als Schauplatz des menschengeschichtlichen Konflikts zwischen den düsteren chthonischen Gottheiten der Vorzeit und den neuen, lichten anthropomorphen Göttern des Olympos, als Palästra des Kampfes zwischen dem unerbittlichen, überpersönlichen Vergeltungs- und Blutrecht der Vergangenheit und dem neuen, Schuld und Sühne individuell abwägenden Recht der griechischen Polis und ihrer Bürger. Das neue Gesetz der persönlichen Verantwortlichkeit wird hier zum Werk des Gottes von Delphi. Im Sinne dieser Gleichung steht in der Eingangsszene der „Eumeniden“ die Orakelstätte für die delphische Religion.

Die „Orestie“ wurde im Frühjahr 458 v. Chr. bei den Großen Dionysien im Dionysostheater zu Athen erstmals aufgeführt. Sie brachte ihrem Dichter den Siegespreis im Agon der tragischen Dichter. Athen ehrte in Aischylos den großen theologischen Denker, der vom leidenschaftlichen Bekenntnis zum Wesen des Göttlichen als sittlicher Macht bestimmt war.

Wenige Jahrzehnte später erscheint bei Euripides, dem Sohn einer neuen Zeit, das delphische Heiligtum als Gegenstand wesentlich profanerer Betrachtung. Mit seinen Bauten und Bildwerken wird es für die Pilger, während der Zeit des Wartens auf die Orakelerteilung, zum Objekt ihrer Schaulust, zu einer Sehenswürdigkeit in geradezu modernem Sinn. In der Tragödie „Andromache“ — sie wurde um 425 v. Chr. aufgeführt — beginnt ein Delphi-Pilger nach seiner Rückkehr in die Heimat seinen Bericht mit den Worten:

*„Zu Phoibos' hochgepriesener Stätte hingelangt
Ergaben wir drei volle Sonnenbahnen lang
Uns unserer Schaulust und der Augen Sättigung.“*

(1085—1087)

Die Fabel der „Andromache“ spielt in der Zeit nach dem Ende des Trojanischen Krieges. Euripides aber bedient sich in seinem

Drama in anachronistischer Vorwegnahme der Züge einer delphischen Pilgerfahrt aus den letzten Jahrzehnten seines eigenen Jahrhunderts. Damals kamen die Orakelpilger, entweder aus eigener Initiative und in eigener Sache, oder in einer öffentlichen Angelegenheit von ihren Gemeinden abgeordnet, nach Delphi, um den Götterwillen zu erforschen oder den Rat des Gottes zu erhalten. Die meist unvermeidliche Wartezeit an Ort und Stelle bot Gelegenheit, sich ein zusätzliches Reisevergnügen zu leisten und sich alles Interessante gründlich anzusehen. In diesem Hineinnehmen der Realität, des Alltags der eigenen Zeit in die Darstellung der Mythen, der heiligen Geschichten der Griechen, offenbart sich des Dichters eigener Geist und der Geist seiner Zeit. Euripides zeigt diese Neigung noch viel unverkennbarer in einem seiner spätesten Stücke, dem „Ion“, dessen Schauplatz nun ganz und gar das Apollonheiligtum in Delphi und sein Tempel ist. Der Held des Dramas, Ion, ist ein Sohn Apollons und der attischen Fürstentochter Kræusa. Ion gilt als Stammvater der Ioner, die ihren Namen auf ihn zurückführen. In diesem Stück betrachten beim Aufzug des Chores Dienerinnen der Kræusa, die mit ihrer Gebieterin nach Delphi gekommen sind, schlichte, einfältige Gemüter offenbar, in naiver Schaulust die Skulpturen an den Bauten des heiligen Bezirks. Die lebhafteste Szene beginnt mit einer belustigenden Bekundung des athenischen Lokalpatriotismus, denn diese Pilgerinnen äußern zuallererst ihr Erstaunen darüber, daß es große Kunst und hervorragende Künstler nicht nur im großmächtigen Athen, sondern auch dahinten zwischen den Felsen des entlegenen Delphi gibt:

*„Nicht allein im göttererfüllten Athen
Erheben mit Säulenpracht sich
Hallen der Götter, fordern Verehrung
Marksteine des Wegebehüters.
Sondern bei Letos Sohn Loxias auch
Grüßt zwiefach der Fronten
Schimmerndes Licht.“*

(184—189)

Danach aber bricht ein staunendes Bewundern, ein Zeigen und Deuten, erkennende Freude aus dem Chor der Betrachterinnen hervor. Sie lesen die Reliefs wie ein Bilderbuch von den Steinen ab:

*„Sieh das da an, schau nur!
Lernas Hydra bezwingt
Zeus' Sohn mit goldener Sichel.
Dorthin, Freundin, wende die Augen!“*

„Ich seh' es. Ein zweiter neben ihm hebt
Die feurig lodernde Fackel.
Ist es nicht jener, von dem am
Webstuhl bei uns erzählt wird,
Sein Knappe Iolaos, der mit dem
Zeussohn gemeinsame Mühlen
Angeht und auch besteht?“

„Auch den da betrachte dir,
Den auf dem Flügelpferd!
Wie er das feuerschnaubende
Untier erschlägt, das dreileibige!“

„Allumber heiß' ich mein Auge
Eilen. Dort auf den Marmorblöcken,
Sieh, Gigantengetümmel!“

„Ja, ihr Lieben, wir sehen es ja!“

„Seht ihr auch sie, die gegen Enkelados eben den
Gorgogesichtigen Schildbuckel schwingt?“

„Pallas ist's, die wir sehen. Unsere Göttin!“

„Und dann, dort der Donnerkeil
Rings umflammt und wuchtig in Zeus'
ferntreffenden Händen!“

„Gewiß! Den wilden Mimas
Sengt sein Feuerstrahl hin.“

„Und Bromios fällt einen andern von
Gaias Söhnen mit dem zahmen
Thyrsosstab, ja, Bakchos!“

(190—218)

Das sind die allgegenwärtigen Themen der griechischen Bildkunst: Die Schlacht der Götter und Giganten, die Taten der Heroen. Daß sie zur Zeit des Euripides seit langem an den Bauten des heiligen Bezirks in Delphi zu sehen waren, haben die Ausgrabungen gezeigt. Wer durch die Säle des Museums in Delphi wandert, wird in stummer Bewunderung vor der archaischen Gigantomachie vom Nordfries des Siphnier-Schatzhauses verharren. Natürlich konnte es Euripides in der Parodos des „Ion“ nicht darauf abgesehen haben, bestimmte delphische Kunstwerke zu beschreiben. Aber gewiß kam es ihm darauf an, die delphische Bilderwelt seiner Zeit als Kulisse der mythischen Fabel seines Dramas der Vorstellungskraft seines Publikums zu emp-



Athen, Dionysostheater.

fehlen. Vielleicht steckt im Anachronismus dieses Verfahrens Absicht: die Absicht, die schöpferischen Großtaten der Gegenwart zu verbinden mit der fernen mythischen Welt, die dem Griechen ja ebenfalls Geschichte und geschichtliche Wirklichkeit bedeuteten. In der dramatischen Szene des „Ion“ vollzöge sich dann eine einzigartige Begegnung von Mythos und Gestalt.

Ganz neu war dem griechischen Theater das Motiv des schaulustigen Delphi-Pilgers freilich auch zu des Euripides Zeit nicht mehr. Viel früher, wohl schon zu Beginn des 5. Jahrhunderts, hatte in Sizilien, vielleicht im Syrakus des Hieron, der Komödiendichter Epicharmos ein Stück mit dem Titel „Die Orakelpilger“ (Thearoi) aufführen lassen; er ließ seine Orakelbesucher

im heiligen Bezirk des delphischen Apollons die dort aufgestellten oder aufgehängten Weihegeschenke betrachten und besprechen. Das Stück selbst ist verloren, nur wenige Bruchstücke sind überliefert; aber gerade diese kärglichen Fragmente lassen unser Motiv genau erkennen. Ob Euripides das Stück des Epicharmos gekannt hat, wissen wir nicht. Gewiß ist, daß das Genie eines Euripides der Entlehnung eines fremden Einfalls nicht bedurfte.

Das Thema der naiven Kunstbetrachtung einfacher Menschen an heiliger Stätte wird in der hellenistischen Dichtung des 3. Jahrhunderts v. Chr. wieder aufgenommen, jetzt in vollends profanierender, den feierlichen Mantel ganz abwerfender, schwankhafter Manier. Der frühhellenistische Dichter Herondas (auch Herodas) führt uns in seinem vierten, zwischen 280 und 265 v. Chr. verfaßten Mimiambus „Frauen mit Votivtafel und Opfergabe im Asklepiosheiligtum“ nach Kos. Zwei biedere Frauen aus dem Volk, Kokkále und Kynnó, betreten das Asklepeion, um dem Gott mit einer Votivtafel für eine Heilung zu danken und ihm als Opfergabe einen Hahn darzubringen; die Bescheidenheit des Opfers entschuldigen sie mit der Beschränktheit ihrer Mittel. Der Küster, der für den Vollzug des Opfers zu sorgen hat, nimmt das Opfertier vor dem Altar entgegen. Danach betrachten Kokkále und Kynnó die Statuen, die auf dem Platz zwischen Tempel und Altar, vielleicht unmittelbar vor der Tempelfront — das wird nicht genau gesagt —, aufgestellt sind. Auf belustigend einfältige Weise tauschen die beiden ihre Eindrücke aus. Dabei entspinnt sich folgender Dialog:

Kokkále:

*„Ach liebe Kynnó, da die schönen Statuen, schau!
Wer ist der Künstler nur gewesen, der den Stein
Gemeißelt, und wer ist's, der ihn gestiftet hat?“*

Kynnó:

*„Die Söhne des Praxiteles! Siehst du denn nicht
Die Inschrift auf der Basis dort? Und Euthias,
Der Sohn des Prexon, war der Stifter!“*

Kokkále:

*„Paions Huld
Den beiden und auch Euthias für diese Kunst!
Du, schau doch nur, das Mädchen, das hinaufsieht nach
Dem Apfel dort! Ob du nicht sagen mußt,
„Die stirbt, wenn sie den Apfel nicht bekommen kann?“
Und da der Alte, Kynnó! Bei den Moiren, schau*

*Den Jungen dir nur an, wie er die Fuchsgans würgt!
 Wär' nicht ein Marmorbild greifbar vor uns,
 Du dächtest, jetzt fängt er zu sprechen an! Der Mensch
 Wird mit der Zeit noch Leben zaubern in den Stein!
 Ist's möglich, Kynnó! Siehst du da nicht Batále,
 Des Myttes Tochter, nur als Standbild, vor dir stehn?
 Wenn jemand Batále nicht kennt, er sehe sich
 Die Statue an: das Urbild braucht er dann nicht mehr.“*

(20—38)

Herondas treibt da allerhand Spässe mit der Einfalt der beiden Frauen. Begleitet von Entzückensrufen und grotesken Kommentaren bringen sie jene simple, aber unausrottbare Vorstellung von der Vollkommenheit eines Kunstwerks zum Ausdruck, die überall und zu allen Zeiten das Kunsturteil schlichter Gemüter geleitet hat: die Meinung, daß die „Richtigkeit“ eines Werkes, d. h. seine absolute Übereinstimmung mit der sinnlichen Realität, den Gipfel aller Kunst darstelle. Da ist Batále, die offenbar jedermann wohlbekannte, uns freilich völlig unbekannte Batále, als Standbild, als Motivstatue vermutlich in das Heiligtum geweiht, der wirklichen Batále „zum Verwechseln ähnlich“. Da ist die genrehafte Gruppe mit dem Mädchen, das verlangend nach einem Apfel aufschaut; so stark, so sprechend, so „natürlich“ hat der Künstler das Verlangen dargestellt, daß Kokkáles Naivität es als extremste Spannung mitempfindet. Da ist der kleine Junge mit der Gans, und diese Gruppe können wir uns recht genau vorstellen, denn sie ist in einigen römischen Kopien erhalten; von einem beabsichtigten „Würgen“ ist übrigens nicht die Rede, vielmehr hält der Kleine das für ihn zu schwere Tier mit kindlicher Ungeschicklichkeit am Hals fest, so daß die Betrachterinnen den Eindruck haben müssen, „der drückt der Gans ja den Hals zu“. Interessanter noch wären für uns die Statuen, von denen zuallererst die Rede ist, sicher, weil sie die größten und bedeutendsten, an einem repräsentativen Platz aufgestellten, sind, vermutlich die Statuen des Asklepios und seines „Familienvereins“, seiner Söhne Podaleírios und Macháon, seiner Töchter Hygéia und Panáke (auch Panákeia). Sie werden hier den Söhnen des großen Praxiteles, den Bildhauern Kephisodotos und Timarchos, zugeschrieben. Die beiden Namen werden nicht genannt, vermutlich deshalb, weil die beiden Künstler diese Gruppe gemeinsam geschaffen hatten, in ihrer gemeinsamen Werkstatt, und weil sie auch in der Basisinschrift, auf die Kynnó deutet, nicht mit ihrem Namen, sondern eben als „Söhne des Praxiteles“ signiert hatten. Als später, im 2. Jahrhundert v. Chr., der Altar

des Asklepiostempels unter dem Eindruck des großen pergamenischen Zeusaltars neu ausgestaltet wurde, dürften diese Bildwerke ihren Platz in der unmittelbaren Umgebung des Altars gefunden haben. Dort fand der deutsche Wiederentdecker des Asklepieions von Kos, Rudolf Herzog, bei seinen Grabungen im Jahre 1903 kleine Bruchstücke von Skulpturen; da es sich mehr um Fragmentsplitter handelte, war eine Zuweisung an bestimmte Figuren leider nicht möglich.

Die beiden schaulustigen Gevatterinnen gelangen dann auch in den Tempel des Gottes. Dort — ob in der Vorhalle oder in der Cella selbst, bleibt ungesagt — findet die geschwätzige Kokkále neuen Stoff für ihre Bewunderung und ihre amüsanten Ausrufe. In dem Tempel bewahrt man nämlich prachtvolle Werke des großen Apelles, des Hofmalers Alexanders des Großen, jenes Künstlers, der, allen Neidern und üblen Nachrednern zum Trotz, der Nachwelt als der genialste Maler aller Zeiten galt. Auffallend ist, daß die beiden Besucherinnen sich nun nicht dem berühmtesten, im Asklepiostempel auf Kos befindlichen, später von Augustus gekauften und nach Rom überführten Gemälde des Apelles, seiner Aphrodite Anadyomene, zuwenden, sondern einem anderen Bild, das uns nun zu Kynnó und Kokkále zurückführt:

Kokkále:

*„Siehst du nicht, Kynnó?
Die Bilder da! Du wirst doch sagen, eine neue
Athena schuf sie selbst — Sei, Herrin, mir gegrüßt!
Der nackte Junge hier, wenn ich den kneife, wird
Er keinen blauen Fleck bekommen, Kynnó? Lebt
Sein Fleisch nicht etwa warm, ja warm pulsierend auf
Dem Bild? Die Feuerzange, schau, die silberne!
Sieht Myllos oder Pataikiskos sie, der Sohn
Des Lamprion, — die Augen fallen ihnen aus
Dem Kopf, so echt erscheint das Silber auf dem Bild!
Der Stier und der ihn führt und auch das Weib dabei,
Der mit dem Geierkopf da, der Stumpfnäsige dort,
Ja, sehn sie denn nicht alle wie lebendig aus?
Wenn ich nicht aufzufallen fürchtete, als Frau,
Hätt' ich geschrien vor Angst, der Stier tut mir was an,
So böß, Kynnó, schielt er mit einem Auge mich an.“*

Kynnó:

*Tatsächlich, bei Apelles dem Ephesier ist
Wahrheit in jedem Pinselstrich. Hier sagst du nicht:
Für eines hatte er Talent, versagt jedoch*

*„Blieb's ihm im andern.“ Wo's ihm einfiel, wagte er
Sich an die Götter.*

*Wer den Meister und sein Werk
Nicht respektiert, wie's ihm gebührt, den hänge man,
Den Kopf nach unten, in der Gerberwerkstatt auf!“*

(55—80)

Das Bild mit den hier so drastisch bezeichneten Figuren dürfte einen Opferzug dargestellt haben: wir wissen, daß Apelles dieses Thema in einem großen Gemälde für das ephesische Artemision behandelt hat. Der Knabe mit der silbernen Feuerzange ist demnach ein Diener, der mit dem kostbaren Opfergerät dem Zug voranschreitet. Einem Myllos und Pataikiskos würden vor Stauen „die Augen aus dem Kopfe fallen“, weil das Silber so „zum Greifen echt“ aussieht. Was es mit diesen beiden Unbekannten auf sich hat, bleibt offen, denn wir wissen nichts von ihnen; sind es notorische Diebe, deren Gier das prächtige Silbergerät erregen könnte, oder bekannte Einfaltspinsel, die es nicht fassen können, daß Silber auf einem Bild aussehen kann wie wirkliches Silber? Auf den Knaben folgt der Stier, der als Opfertier geschlachtet werden soll, der Mann, der ihn führt, daneben eine nicht näher bezeichnete weibliche Gestalt. undefinierbar bleibt die Rolle der beiden folgenden Figuren, die Kokkáles Aufmerksamkeit nur des physiognomischen Kontrastes wegen erregen: der mit der Hakennase, der Stumpfnäsige. „Sehen sie nicht alle wie lebendig aus?“ Mit dieser Verbeugung vor dem Nonplusultra eines hundertprozentigen Realismus rühmt die ungebildete Kokkále einen dominierenden Wesenszug dieser hellenistischen Kunst, der sich vielfach auch in der Anekdote spiegelt. Man denke an jene Geschichte von einem Gemälde des „Hofmalers“ Apelles, das Alexander zu Pferde darstellte: Der König zeigt sich nicht ganz zufrieden mit seinem Porträt; da läßt Apelles ein Pferd vor das Gemälde führen, das dann auch prompt zu wiehern beginnt, worauf Apelles sich die kühne Bemerkung erlaubt, das Roß scheine mehr von Kunst zu verstehen als der König. Das letztere mindestens ist offensichtlich erfunden; ein solches Maß plumper Offenherzigkeit konnte sich der Maler bei allem Wohlwollen des Königs für ihn nicht erlauben. Andere Anekdoten dieser Art ließen sich anreihen. Sie alle unterstreichen den Grundzug realistischer Darstellung, der diese Malerei charakterisiert. Eine Eigentümlichkeit der hellenistischen Zeit ist auch das Interesse am Künstler, das hier in fast possenhafter Weise demonstriert wird, am empfindlichsten spürbar in der grobschlächtigen Verwünschung, mit der Kokkále ihre „Bildbetrachtung“ abschließt: „Wer

dem Apelles die gebührende Ehre verweigert, den bringe man zum Gerber, damit er ihm das Fell über die Ohren zieht!“

Man muß sich dieser Szene des Herondas einmal auf Kos erinnern, auf der mittleren Terrasse des Asklepieions, dem eigentlichen Heiligtum, stehend, um den inneren Widerspruch zwischen dieser derben Sprache und der Feierlichkeit der imposanten dreistufigen Anlage drastisch zu erfahren. Die architektonische Gesamtkonzeption der baulichen Kulisse offenbart dann den zeitbedingten Hang zu kühler, distanzierender Repräsentation; der Zauber der umgebenden Natur verdrängt freilich diese Wirkung der Architektur, transformiert sie in die vollkommenste Harmonie.

Es wäre beinahe verwunderlich, wenn die Lokalisierung der Herondas-Geschichte auf Kos nicht angezweifelt worden wäre; die Wissenschaft lebt vom Zweifel. So hat man neuerdings gemeint, Herondas spreche gar nicht vom Asklepieion auf Kos, sondern meine irgend eines, ein beliebiges, namenloses, ersonnenes. Daran kann ich, mit Grund, nicht glauben. Doch das ist eine philologische Frage; sie bleibt der Philologie überlassen.

Verlassen wir damit die anspruchslose Welt der Kynnó und der Kókkále und ihre primitive Sprache. Es gilt nun, in die dünnere Luft gelehrter Dichtung sich hinaufzubemühen. Kallimachos von Kyrene, der Verfasser der *Pinakes*, des berühmten Riesenkatalogs der Bibliothek von Alexandria, läßt uns nun mit seinem Hymnos auf die Insel Delos thematisch an den Anfang der Betrachtung zurückkehren. In seinem Werk verbindet sich eine hochgezüchtete, überfeinerte, einer Kynnó und Kókkále mit Sicherheit unverständliche Dichtersprache mit einer Fülle gelehrten, halbverschollenen, aus der Vergangenheit heraufgeholtten Mythengutes. Sein Hymnos beginnt mit einem Preislied auf die Insel, die Apollons Geburtsstätte war. Der Versuch, griechische Hexameter ins Deutsche zu übertragen, ist in jedem Fall mit einem Fragezeichen belastet. Er soll hier trotzdem unternommen werden, mit dem doppelten Vorsatz, möglichst getreu dem Text zu folgen, und andererseits die notwendige Freiheit nicht zu scheuen:

*„Wann, o Seele, wirst du endlich besingen die heilige
Delos, Apollons nährende Amme? Zwar sind die Kykladen
Alle zusammen, die heiligsten unter den Inseln im Meere,
Hymnenwürdig. Doch Delos fordert für sich die erste
Gabe der Musen, weil sie Apollon, den Herrn der Gesänge,
Einstmals gebadet, gewickelt, zuerst auch als Gott ihn
verherrlicht.*

Wie den Musen der Sänger verhat ist, der nicht ihr Pimpleia
Rhmt im Gesang, so hat Phoibos den, der Delos vergae.
Delos widme ich deshalb mein Lied, damit mich Apollon
Kynthios lobt, wenn ich seiner lieben Amme gedenke.

Windig ist Delos, nicht zu bewegen, als wogengepeitschte
Mehr für Möwen ein Ort, als da Pferde über sie traben,
Eingerammt in die See, die rings um sie wogende Kreise
Dreht und sie saumt mit dem dichten Schaum des
Ikarischen Meeres.

Seefahrer haben sie drum, Harpunenfischer, besiedelt.
Gleichwohl unter den ersten den Rang bestreitet ihr keine,
Wenn um Okeanos sich, wenn auch um Tethys sich, um die
Titanin,
Alle Inseln versammeln, sie ist's, die dem Zuge vorangeht.“

(1—18)

Kallimachos führt dann eine Reihe anderer Inseln auf, denen er
Delos, die Gottesinsel, gegenüberstellt. über die Entstehung der
Inseln wird berichtet: Poseidon hat mit seinem Dreizack die
Felsgipfel hoher Berge losgesprengt, als Inseln ins Meer gesenkt
und auf dem Grunde der Salzflut fest verankert. Von Delos aber
wei Kallimachos eine ganz andere, sonst unbekannte, reizvolle
Geschichte zu erzählen. In der mythischen Frühe ist Delos eine
schwimmende, im Meer treibende Insel. Diese delische Vorge-
schichte erzählt der Dichter so:

„Dich aber bannte nicht Zwang fest,
Triebst über Meere unverankert dahin, Asteria
Hie dein Name vordem, denn du flogst einem Stern gleich
vom Himmel,
Zeus' Umarmung flichend, hinab in den klaffenden Abgrund.
Noch nicht hatte die goldene Leto sich zu dir gefunden,
Noch Asteria nannte man dich, und noch lange nicht Delos.
Oftmals erspähen dich Seelente, die von Troizen, dem
ehrwürdigen
Städtchen hinauf nach Ephyra segelten, tief im Saronischen
Golf. Doch nachher von Ephyra wieder zurück auf der Heimfahrt
Sah sie dich nicht mehr am Ort, du aber liefst zu der raschen
Strömung des engen Euripossunds, die rauschend einherzieht.
Selbigen Tages noch sagtest du ab den Gewässern von Chalkis,
Schwammst du hinüber zu Attikas auerster Spitze nach Sunion,
Oder nach Chios, oder zur Brust des quellengetrankten
Eilands, das Samos noch nicht, Parthenia noch hie, wo Mykales

*Nymphen, Ankaios zunächst, dich gastlich empfinden,
Als du jedoch deinen Boden hingabst zu Apollons Geburtsstatt,
Haben zum Entgelt Seefahrer dir diesen Namen verliehen,
Denn nicht unstet triebst du fürder dahin, sondern wurzelnd
Fußtest du nun am Grunde der Flut des Ägäischen Meeres.“*

Einiges geographisches Wissen wird dem Leser abgefordert, seine mythologischen Kenntnisse mehr als auf die Probe gestellt. Wie soll er wissen, daß Astería Letos Schwester ist, die, auf der Flucht vor dem Liebeswerben des Zeus in Gestalt eines Vogels sich in die See stürzt und dort in die schwimmende Insel verwandelt wird? Wie kann er wissen, daß Ephýra ein älterer Name für das spätere Korinth, daß Ankaios Herrscher des Stammes der Léleger auf Samos ist? Das Wortspiel mit dem Namen Delos, das im griechischen Originaltext der letzte der hier zitierten Verse bietet, läßt sich in der Übersetzung gleich gar nicht nachahmen. Es besagt, daß Delos durch die Aufnahme Letos und die Geburt des Apollon selbst verwandelt wird: Aus der schwimmenden, als Spiel der Strömungen und Winde ziellos durch die Meere treibenden Insel wird der weithin sichtbare Fixpunkt, wird der heilige Mittelpunkt der Delos im Kreise umgebenden Kykladen. Mit diesem durchaus poetischen Motiv, das die Leuchtkraft eines Märchens besitzt, hat der gelehrte Dichter und Sprachmeister die Reihe der Bilder, die griechische Dichter von den klassischen Stätten ihres Volkes gezeichnet haben, um ein Blatt bereichert, das man nicht entbehren möchte. Gerade dieses Bild steht uns auch für die Wahrheit der Erkenntnis, daß alles Irdische durch die Gegenwart des Göttlichen verwandelt wird zu neuer Daseinsform, so wie die Ankunft Apollons Astería, die unstete, ungreifbare, da und dort auf den Wogen treibende, in Delos, die dauerhafte, stete, weithin sichtbare Götterinsel, verwandelt.

Soviel zur Darstellung der großen Mittelpunkte griechischen Glaubens, ihrer Bauten und Kunstwerke, in antiker griechischer Dichtung. Zum Abschluß scheint jedoch die Frage angebracht, was der moderne griechische Dichter zu dieser auch für ihn weit zurückliegenden, von zahlreichen historischen Schichten überdeckten Welt zu sagen hat. Man hat oft gesagt, und man hört und liest es immer wieder, für den Bürger des neuen Griechenland seien seine nationale Vergangenheit und seine nationale Geschichte nicht im Griechenland des Sophokles und des Sokrates, des Phidias und des Praxiteles, des Solon und des Perikles, sondern im römischen Kaiserreich von Byzanz und im orthodoxen Patriarchat von Konstantinopel verkörpert. Diese gewiß nicht völlig unzutreffende Bestimmung des historischen Bezugs

bedarf aber doch der Ergänzung und Modifizierung. Auch für den griechischen Dichter des Jahrhunderts der Technokraten bedeutet die unvermeidliche Begegnung mit den überall gegenwärtigen Denkmälern der antiken Vergangenheit seines Landes eine Herausforderung; dieses ewig mahnende, so ganz und gar nicht tote Gegenüber zwingt ihn geradezu, seine eigenen inneren und äußeren Zustände, ja die condition humaine schlechthin, zu überdenken, im Sinne des nie verstummenden delphischen „Erkenne dich selbst“. Der griechische Nobelpreisträger von 1963, der Lyriker Giorgos Seféris, hat das Erlebnis dieser Konfrontation für Delphi so geschildert:

„Das Licht kommt waagrecht, fällt auf die Phaidriaden und zeigt sie wie die Symplegaden, in halbgeöffneter Form verharrend. Sie sind grau, blau, mit Farbnuancen eines alten Spiegels voller rostiger und blutiger Wunden. Unten in der Marmararaagen die drei Säulen hervor, ein Lächeln der irdischen Anmut. Noch tiefer wechseln die Ölbäume andauernd die Farbe in der unglaublichen Beweglichkeit des Lichtes, vom Gold- bis zum Silbergrün; auch die Farbe des Massivs der Berge wird immer leichter, vom Gold bis ins Lila gehend, vom Lila bis in die Farbe der gepreßten dunklen Traube. Nur der Gipfel des Kirphisberges leuchtet noch in einem krokosgelben Licht und belebt sich einen Augenblick lang, bevor alles blau und dunkel wird. Man sieht wieder das treppenartige Heiligtum, dieses Meer mit den zerbrochenen großen Kieselsteinen, in den Schatten verschwinden. Man will fliehen vor all diesem, fliehen vor diesem ewigen Wechsel — der Dinge und der Gefühle —, der verwirrt. Man wendet sich von neuem den Phaidriaden zu, die man immer wieder angeschaut hat in der Tageszeit, vor allem aber am Mittag, wenn sie trocken leuchten, wenn die alten Spiegel ihre ganze Strahlkraft wiedergefunden haben. So sehr man sich auch widersetzen möchte, kann man doch nicht leugnen, daß man spürt, wie ein Saum von geistlicher Würde all dieses umgibt. Wenigstens das. Verleugnen wir uns selbst nicht!“

Die Spannung dieser Beziehung äußert sich in einem fast schmerzhaft spürbaren Bedürfnis, auszubrechen aus dem Bann des Gewesenen, und dann in der wie Resignation erlebten Erkenntnis, daß die Würde des Ortes keine Entziehung, keine Flucht duldet, denn Flucht wäre Verleugnung eigener Substanz. Fast Identisches äußert der große Nikos Kazantzakis in seinem herrlichen autobiographischen Roman bei der Schilderung seiner Athener Studienjahre über seine Begegnung mit dem Parthenon:

„Dem revolutionären Herzen der Jugend, das alles zerstören will, um die Welt zu erneuern, gefiel dieses ruhige, in Marmor gefaßte Wort nicht. Wie ein allzu vernünftiger Alter, dessen Rat den Schwung des Herzens gar zu sehr zügeln wollte. Ich wandte dem Parthenon den Rücken und versank im herrlichen Anblick des weiten Meeres. Es war Mittag, die höchste Stunde, ohne Schatten und Lichtspiel — streng, senkrecht, vollkommen. Ich schaute mir die weiße Stadt in der Mittagsglut an, das heilige, strahlende Meer von Salamis und die nackten, glücklichen Bäume ringsum, die Sonne tranken: Und ich vergaß in diesem Augenblick versunken, den Parthenon.

Doch allmählich, nach jeder weiteren Rückkehr vom attischen Olivenhain und vom Meer des Saronikos, enthüllte sich die heilige Harmonie meinem Geiste, indem sie Schleier auf Schleier von sich warf; und als ich wieder einmal die Akropolis erstieg, erschien mir der Parthenon, als bewege er sich leicht, wie ein still verharrender Chor, und als atme er.

Monatelang dauerte diese Einweihung, vielleicht auch Jahre. Ich erinnere mich nicht genau an den Tag, da ich als vollkommen Eingeweihter vor dem Parthenon stand und mein Herz wie ein Kalb hüpfte. Was war das für ein Zeichen des Triumphes, das sich da vor mir erhob, was für eine Zusammenarbeit des Kopfes und des Herzens, die schönste Frucht menschlichen Ringens! Der Raum ist besiegt worden, die Begriffe groß und klein sind verschwunden. Dieses beengte, zauberhafte Parallelogramm, das der Mensch da geschaffen hatte, bot geräumig dem All Raum und Ruhe. Auch die Zeit war besiegt worden. Der schöpferische Augenblick wurde Ewigkeit.

Ich ließ meinen Blick über den warmen, sonnendurchtränkten Marmor gleiten, sich an ihm festsaugen; er berührte, ertastete ihn wie eine Hand, enthüllte seine Geheimnisse. Niemals schaffte flimmerndes Wogen eine so makellose Gerade; niemals verbanden sich so innig Zahl und Musik; ich blickte auf die Säulen, die gerade zu sein schienen. Die eine neigte unmerklich ihre höchste Spitze der anderen zu, auf daß alle gemeinsam mit Zärtlichkeit und Kraft die heiligen Giebel hielten, die man ihnen anvertraut hatte.“

Noch eindringlicher als bei Seféris spricht sich hier das Element der Spannung zwischen dem Heutigen und dem Vergangenen aus, der am Anfang wirkende Zwang, eine Sperre zu durchbrechen, eine Barriere zu übersteigen, der Widerstand, die Flucht, das Sichabwenden, und am Ende das Einmünden in das große

Einverständnis — wahrlich eine palíntropos harmonía, die „gegenstrebige Harmonie“ des dunklen Weisen von Ephesus, des abgründtiefen Denkers Heraklit.

Der mythische Bezug, ohne den diese Stätten einfach nicht erlebbar sind, ist auch dem modernen griechischen Dichter präsent. Seféris hatte ihn anklingen lassen, am Schluß seines Delphibildes, mit dem Wort von der „geistlichen Würde“ des Platzes. Noch tiefer spricht er ihn an in manchen seiner Gedichte. Christian Enzensberger, der das schmale Gedichtbändchen „Mythhistorema“ ins Deutsche übertragen hat, verdeutlicht das in seinem Nachwort zu diesen Versen: dem Dichter Seféris sei auf dem Weg zum Mythos, dem Königsweg der Moderne zu Universalität und Einfachheit, das schwierige Geschäft gelungen, ein Grieche zu sein, denn der Mythos sei dasjenige seltene Ding, das am besten weiß, was wir bedeuten, solange wir uns in ihm wiedererkennen können. Das unbeschreibliche Hereindringen der Stimmen und Kraftströme aus der mythischen Ferne, ihren Gestalten, Denkmälern, Steinen in das gegenwärtige Bewußtsein hat Seféris vielleicht am lapidarsten in einem „Mykene“ überschriebenen Gedicht geschildert, das abschließend zitiert sei:

*„Ich sah inmitten der Nacht
Den spitzen Gipfel des Berges
Ich sah die Ebene weithin überschwemmt
Vom Licht eines unsichtbaren Mondes
Ich sah, den Kopf wendend
Die schwarzen Steine zusammengeschart
Und mein Leben ausgespannt wie eine Saite
Anfang und Ende
Den letzten Augenblick
Meine Hände.*

*Ich weiß, daß sie nicht wissen, aber ich
Der ich sovielmahl gefolgt bin
Den Weg vom Mörder bis zum Erschlagenen
Vom Erschlagenen zur Vergeltung
Und von der Vergeltung zum anderen Mord,
Und den Finger tauchte
In den unstillbaren Purpur
Bei jener abendlichen Rückkehr
Als die sehr Keuschen anhoben mit ihrem Gepfeif
In dem dünnen Gras —
Ich habe die Schlangen und Nattern gesehen kreuzweis
Ineinanderverschlungen über einem bösen Geschlecht
Unser Schicksal.*

*Stimmen aus dem Stein aus dem Schlaf
Gedämpfter hier wo die Welt sich verdunkelt,
Erinnerung an Beschwernis dem Rhythmus entwachsen
Der die Erde schlug
Mit vergessenen Füßen.
Leiber hinabgesunken bis zu den Grundfesten
Und nackt einer anderen Zeit. Augen
Gebannt gebannt von einem Zeichen
Das sich wie sehr du auch willst nicht erkennen läßt:
Die Seele
Die darum ringt deine Seele zu sein.*

*Selbst das Schweigen ist nicht mehr dein eigenes
Denn hier sind auch die Mühlsteine verstummt.“*

Das stark Reflektierte, der esoterische Zug dieser Dichtung, die dunkle, rätselhafte Artikulation, sind gemeinsames Signum der dichterischen Aussage im Europa unseres Jahrhunderts; griechisch ist das Schicksal, als Generalbaß zugleich mit der eigenen Stimme von den „Grundfesten“ her den nie verstummenden Mund, den unverrückbar lächelnden, der zerbrochenen Statuen zu vernehmen, sich dieser Stimme zu erwehren und sie, durch diese Spannung hindurch, anzunehmen wie die eigene.

Bibliographische Angaben

Aischylos, Die Orestie. Ins Deutsche übertragen von Bertold K. Weis. Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1955.

Paul Friedländer, Johannes von Gaza und Paulus Silentiarius. Teubner Verlag Leipzig/Berlin 1912. Zu Epicharmos S. 26, 29, 31.

Herondas, Mimiambi. Griechischer Text mit englischem Kommentar, herausgegeben von I. C. Cunningham. Oxford Clarendon Press 1971.

Wilhelmina Lepik-Kopaczynska, Apelles der berühmteste Maler der Antike. Lebendiges Altertum 7, Populäre Schriftenreihe für Altertumswissenschaft, Akademie-Verlag Berlin 1962.

Kallimachos, Erklärende Ausgabe des griechischen Textes mit einer Übersetzung ins Französische von Emile Cahen, Paris, Les Belles Lettres 1953.

Giorgos Seféris, Delphi. Aus dem Neugriechischen übertragen von Isidora Rosenthal-Kamarinea.

Giorgos Seféris, Poesie. Neugriechischer Text mit deutscher Übersetzung von Christian Enzensberger. Suhrkamp-Verlag Frankfurt 1962.

Nikos Kazantzakis, Rechenschaft vor El Greco. Ins Deutsche übertragen von Isidora Rosenthal-Kamarinea. F. A. Herbig, Verlagsbuchhandlung, München/Berlin, 1970.

Die Übersetzungen der altgriechischen Texte stammen vom Verfasser.

DAS GEHEIMNIS VON ELEUSIS^{1*}

Wilhelm Weischedel zum 70. Geburtstag überreicht

Es gibt ein berühmtes Wort des griechischen Historikers Thukydides, in dem er Bauten und geschichtliche Bedeutung Spartas und Athens miteinander vergleicht. „Man setze den Fall“, so führt er im Blick auf Sparta aus, „die Stadt Lakedaimon verödete und nur die Tempel und Stadtfundamente blieben stehen; so würde, glaube ich, in ferner Zukunft kein Mensch für möglich halten, daß die Stadt so mächtig gewesen sei, wie die Nachrichten von ihr behaupten“, I, 10, 2.² — Mit Eleusis verhält es sich dagegen anders: Die zahlreichen antiken Nachrichten, welche die Wichtigkeit des Ortes bezeugen, werden von einem ausgedehnten Ruinenfeld unterstützt; und doch entzieht sich uns am Ende das Herzstück der ganzen Veranstaltung, bleiben wir auf Vermutungen angewiesen, wenn wir fragen, was Inhalt der *epopteia*, der Schau gewesen ist, die den Mittelpunkt des eleusinischen Kultes bildete und für die Menschen des Altertums von unübertroffener Bedeutung war. Was sich dort ereignete, den eigentlichen Inhalt der Weißen bildete, galt als streng zu wahrendes Geheimnis. Dabei hat eine unübersehbare Zahl von Menschen im Laufe der Jahrhunderte diese Weißen empfangen. So hat man mit Recht gesagt, daß es sich gleichsam um ein öffentliches Geheimnis gehandelt haben müsse. Dennoch wurde das über den Mysterien liegende Schweigegebot von den Tagen des ins ausgehende siebente Jahrhundert datierten homerischen Demeterhymnos bis in die Spätzeit hinein nicht gebrochen. Und selbst die christliche Polemik scheint da nicht weiter zu helfen, wenn man die Mauer des Schweigens durchbrechen will. Es ist ja bekannt genug, daß der aus Eleusis stammende Tragiker Aischylos der Überlieferung nach beschuldigt worden sein soll, das Geheimnis in einem seiner Stücke preisgegeben zu haben, und nur durch den Nachweis, der Weißen nicht teilhaftig geworden zu sein, einen Freispruch erlangt hätte³; und das Alkibiades während der sizilischen Expedition angeklagt und schließlich in Abwesenheit zum Tode verurteilt wurde, weil er die Mysterien den Freunden in seinem Hause nachäffend vorgeführt hätte.⁴ So heißt es gebietend im Demeterhymnos:

*„Keiner darf je sie verletzen, erforschen, verkünden; denn große Ehrfurcht vor den Göttern läßt Menschenrede verstummen.“*⁵

* Anmerkungen vgl. Seite 133.

Diesem Schweigen über das Eigentliche des eleusinischen Kultes steht, unsere Wißbegier erst eigentlich erweckend, auf der anderen Seite die immer neue Seligpreisung derer gegenüber, welche der Einweihung teilhaftig wurden. Vom eben zitierten Demeterhymnos bis hin zu Cicero tönt sie uns entgegen:

*„Selig (olbios) der Erde bewohnende Mensch, der solches gesehen!
Doch wer die Opfer nicht darbringt, oder sie meidet,
wird niemals
Teilhaft solches Glücks; er vergeht in modrigem Döster.“* ⁶

Und bestätigend und präzisierend kehrt der Glückwunsch in dem Fragment einer Tragödie des Sophokles, wahrscheinlich des „Triptolemos“, wieder:

*„Dreimal sind glücklich die unter den Menschen,
Die, nachdem sie diese Weihen geschaut, zum Hades schreiten,
Nur für sie gibt es Leben dort; den übrigen ist da alles schlimm.“* ⁷

So ist uns, noch ehe wir die Gründungsmythe zur Kenntnis genommen haben, deutlich, daß es in dem eleusinischen Mysterium um das Ganze des Lebens und auch um sein Ende ging, um das Geheimnis des Lebens und des Todes, dessen Dunkel und Schrecken die Eingeweihten entkommen sind, weil sie ein Leben jenseits des Todes erwartet, im Ende, wie Pindar verkündet, neuer, gottgegebener Anfang waltet:

*„Glücklich, wer jenes erschaut, eh er hinabging;
Weiß er doch des Lebens Ende,
Weiß auch den von der Gottheit gegebenen Anfang.“* ⁸

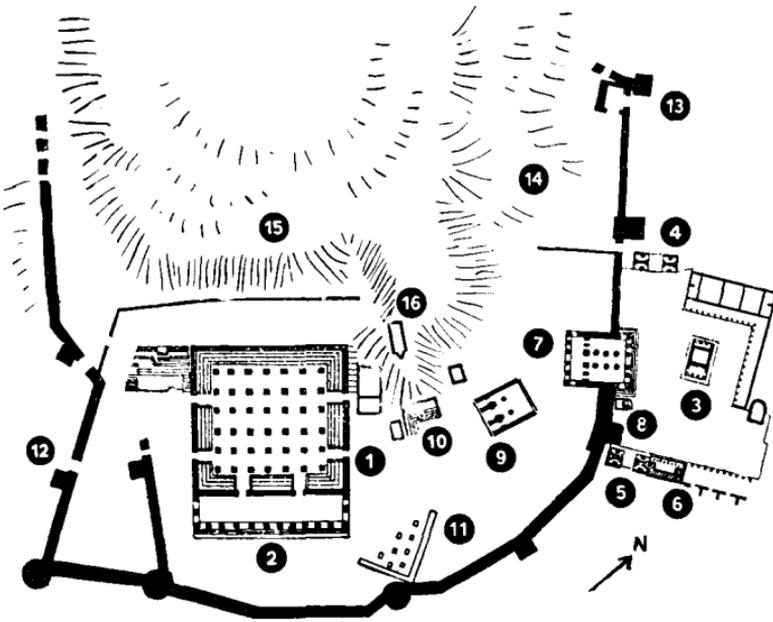
Man braucht sich nur der berühmten Antwort zu erinnern, welche der aus der Unterwelt emporgestiegene Pelide Achill dem Trostversuch des Odysseus entgegensetzt, um die Hoffnungslosigkeit zu ermessen, die für die Alten über dem Darnach lag:

*„Wollte ich doch lieber als Knecht bei Lebenden frönen,
Selbst bei einem Armen, der ohne Acker und Güter,
Als hier das Gewimmel verblichener Toten beherrschen.“* ⁹

So erst ahnen wir, was es für die Menschen jener Tage, Männer und Frauen, Freie und Sklaven, bedeutete, in Eleusis ihr Sterben als einen Durchgang zu einem anderen, seligen Leben zu erfahren. Von dem eleusinischen Mysterium her legte sich der Glanz der Hoffnung über das ganze Leben. Und in diesem Sinne geben wir Cicero das Wort, der in seinem *de legibus* einem älteren Zeitgenossen das nicht minder berühmte *dictum* in den Mund legt: *„neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam*

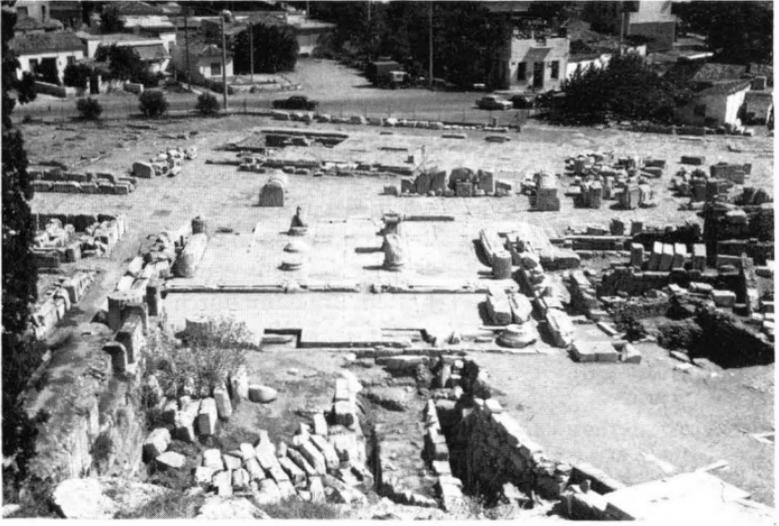
cum spe meliore moriendi“. „Nicht nur dazu haben wir dort den Grund erhalten, daß wir in Freude leben, sondern auch dazu, daß wir mit besserer Hoffnung sterben.“¹⁰

Diese Worte im Gedächtnis, nähert sich der heutige Besucher dem Heiligtum. Schon bei der Anfahrt irritiert ihn das Zementwerk, das die Moderne unmittelbar im Osten gegen das Ausgrabungsgelände gesetzt hat. Läßt er sich, der einstigen Weihe der Stätte eingedenk, dadurch nicht abschrecken, sondern entschließt sich zum Verweilen, mag er Gedanken versunken auf dem Vorplatz am Brunnen Kallichoron verhalten, um dann durch die Ruinen der großen und kleinen Propyläen auf der heiligen Straße zum Mittelpunkt des Heiligtums, dem Telesterion, zu ziehen. Aber da steht er nun vor dem großen, in den Fels eingelassenen Rechteck, in das sich einst der gewaltige, in der römischen Kaiserzeit auf rund 52 mal 54 Meter angewachsene Saalbau mit seinen sieben mal



Eleusis. Übersichtsplan.

- | | |
|--------------------------------|---------------------------|
| 1 Eingang zum Telesterion | 10 Tribüne für Ehrengäste |
| 2 Halle des Philon | 11 Getreidesilo |
| 3 Vorplatz (mit Artemistempel) | 12 Südtor |
| 4+5 Festtore | 13 Stadttor |
| 6 Brunnenhaus | 14 Raum der Stadt Eleusis |
| 7 Große Propyläen | 15 Akropolis |
| 8 Kallichoros-Brunnen | 16 Kapelle der Maria |
| 9 Kleine Propyläen | |



Eleusis, Blick auf die großen Propyläen.

sechs Säulen einfügte, und blickt alsbald ratsuchend auf ein Gewirr sich überschneidender und überlagernder Mauern in der Tiefe, die er kaum zu lesen vermag und die ihm doch eine Ahnung davon geben, wie hier anderthalb Jahrtausende gebaut, gebessert und erneuert haben. Ein Blick auf den freilich nötigen Plan zeigt ihm, was archäologische Sorgfalt dem Boden an Geheimnissen abgezwungen hat: Das geht zurück bis in die mykenische Zeit und endet erst unter den römischen Kaisern. Der athenische Tyrann Peisistratos gab dem Heiligtum erstmals eine, gemessen an den späteren Bauten immer noch bescheidene Größe. Als es in den Perserkriegen ein Raub der Flammen geworden war, ging Kimon, der Sohn des Miltiades und Führer der Konservativen daran, es durch ein neues zu ersetzen. Aber wie beim Parthenon auf der Athener Akropolis blieb sein Plan auch hier ein Fragment.¹¹ Erst der perikleische, von Iktinos, dem Architekten des Parthenon und des Apollontempel zu Bassai, begonnene Bau strebte endgültig aus den alten Dimensionen hinaus. Eigentliches Kultzentrum war jedoch nicht dieses Telesterion, diese von Säulen getragene Halle, die Ziel der Wallfahrer war und ihnen Einweihung verhieß, sondern ein kleiner, nun an die Westgrenze des Südostquadranten gerückter, langgestreckter Innenbau, das *Anaktoron*, der „Palast“, der sich im letzten, römischen Bauzustand der vierten und fünften Säulenreihe einfügte, wohl ungedeckt war und durch eine schmale Pforte in seiner Ostwand betreten werden konnte. Unmittelbar vor dieser Tür stand, mit

seiner Nische einem Antentempelchen gleich, der Thron des Hierophanten, des Priesters, dem sich die heiligen Dinge zeigten.¹²

Während der Betrachter den Grund des offenen Rechtecks nach den Basen der einstigen Säulen absucht, um den einst so mächtigen Bau noch einmal mit seinem inneren Auge zu erschaffen, läßt ihn die Frage nicht los, was aus dem Dunkel des Anaktorons hervortreten und allein durch sein Erscheinen bewirken konnte, daß der Mensch den Saal in der festen Gewißheit eines mit seinem Tode gesetzten neuen Anfangs verließ. Nach den Hinweisen der Alten vollzogen sich die großen und unaussprechlichen Geheimnisse der heiligen Handlung in der Nacht, wenn ein großes Feuer aus dem ungedeckten Anaktoron herausschlug und sein Rauch durch eine Laterne aus dem Dach des Telesterion abzog. Für die Darstellung einer kultdramatischen Hadesfahrt blieb zwischen den Säulen der Halle kein Raum. Es bliebe ja auch offen, wie sie mit dem Anaktoron zu verbinden wäre. Eine Erscheinung der Gottheit aber ließe sich kaum in den rituellen Vorgang einplanen. Was schaute also der Hierophant, wenn die Flammen emporschlugen, und was verkündete er der versammelten Schar derer, die ihrer Erlösung vom Todesgeschick harrten?

Die Quellen brechen an dieser Stelle ab, enthalten schwer zu entziffernde Andeutungen oder spätere, bittere Polemik. Und so fehlt es nicht an Stimmen, die nach der Sichtung aller archäologischen Befunde und aller schriftlichen Nachrichten die Ansicht



Eleusis, Blick auf das Telesterion.

vertreten, die späten Mysten hätten das Geheimnis von Eleusis mit in das Grab genommen und selbst die letzten, zum Christentum übergetretenen, hätten das Schweigen nicht gebrochen. — In mykenischer Zeit gegründet, zog Eleusis über ein Jahrtausend erst die Athener, dann die Griechen und schließlich die Römer und alle, die im Imperium Romanum wohnten, an; ließ es in den Tagen des Augustus selbst einen Brahmanen zu seinen Höfen pilgern, der auf das Feuergesicht zum Beweis seiner eigenen überlegenen Weisheit damit antwortete, daß er vor aller Augen einen Scheiterhaufen errichtete und in das Feuer sprang, seinerseits eines zukünftigen Lebens gewiß¹³; es wurde in den Stürmen der ersten Völkerwanderung zerstört und vermutlich von Mark Aurel wiederaufgebaut, um dann, bereits in den Niedergang der antiken Welt gezogen, im Jahre 396 von dem christlichen Westgotenkönig Alarich bei seinem Einfall in Griechenland den endgültigen Untergang zu finden. Zwei Jahre zuvor waren die letzten Olympischen Spiele gefeiert, noch einmal zwei Jahre zurück waren die für die meisten antiken Kulte unentbehrlichen blutigen Opfer als ein *crimen maiestatis*, als ein todeswürdiges Majestätsverbrechen, untersagt und 381 der Übertritt zum Heidentum selbst durch Reichsgesetz verboten worden. Angesichts der Botschaft von dem Auferstandenen schien die Schau von Eleusis entbehrlich, entbehrlich wie das Orakel des delphischen Gottes. — Eine Schau, die durch sich, eine Rite, die *per se* das ewige Leben verleiht, mutet uns archaisch, ja vorgeschichtlich an. Aber es ist nicht sicher, ob nicht auch Eleusis eine Geschichte durchlaufen hat, ob ihm tatsächlich der ethische Gehalt in der zweiten Hälfte der Geschichte seines Bestehens fehlte.

Mit einem *ignoramus, ignorabimus* — wir wissen es nicht, wir werden es niemals wissen — gibt sich die Wissenschaft ungenügend zufrieden. Und sollten wir am Ende wieder vor dem unter den aus dem Anaktorion schlagenden Flammen verborgenen Geheimnis stehen, wollen wir wenigstens versuchen, uns ihm auf Umwegen zu nähern. So hören wir zunächst auf den Mythos von Eleusis, wie ihn der homerische Demeterhymnos bewahrt hat, um dann genealogische Traditionen und rituelle Anspielungen miteinander zu kombinieren. — Eleusis war die Stätte „der beiden Göttinnen“, *to theó*, der Demeter und der Jungfrau, der Kore. Demeter, deren Name sich aus einem vorerst nicht sicher deutbaren *dä* und dem griechischen Wort für die Mutter zusammensetzt, hieß anderwärts die *karpophóros*, die Spenderin der Feldfrucht, des Getreides. Daß die Ähre ihrem Kult auch in Eleusis verbunden war, zeigt dem Besucher das Ährenbündel an den Resten des Architravs der römischen Kleinen Propyläen. — Einst, so erzählt der

Hymnos, spielte die Tochter der Göttin, die Kore, fern der Mutter im Frühling auf einer Blumenwiese. Durch den Willen des Zeus dem „Wirt der Vielen“, Hades, dem Unterweltsherrscher, zur Gattin bestimmt, läßt die Erde eine vielblütige Blume vor der Kore sprießen. Eben will die Jungfrau das Blütenwunder brechen, — da öffnet sich die Erde, der Unterweltsherr stürmt auf goldenem Wagen heran und entführt die Klagende mit sich in die Tiefe. Die Mutter ahnt nicht, wo die Tochter geblieben ist, und irrt nun trauernd neun Tage lang mit brennenden Fackeln in den Händen auf der Erde umher. Am neunten Tage begegnet ihr die Göttin Hekate, die sich ebenfalls mit brennenden Fackeln in den Händen aufgemacht hatte, Demeter zu suchen. — Der Hörer stutzt: Daß man im Dunkeln Fackeln anzündet, um ein Verlorenes zu suchen, leuchtet ein. Doch der Hymnos deutet mit keinem Worte an, daß die Göttinnen ihre Fackeln nur in der Nacht gebrauchten. Machten sie sich einst so den Weg beleuchtend auf ihren Weg in die Unterwelt, oder hat es mit den Fackeln eine andere, von uns erst zu entdeckende Bewandnis? — Von Helios, dem Sonnengott, mit der Wahrheit bekanntgemacht, fand das Trauern der Göttin kein Ende. So kam Demeter entstellt nach Eleusis an den Parthenosbrunnen, den wir heute meist als Kallichoron kennen, zu dem Brunnen, aus dem die jungfräulichen Töchter des Keleos („Specht“) das Wasser schöpften. Sie verkannten in der Trauernden die Göttin, hörten, sie sei aus Kreta geraubt und nun ihren Räubern entkommen, und schlugen auf ihre Frage nach einer geeigneten Bleibe als Kinderpflegerin vor, sie der Mutter als Wärterin des Brüderchens Demophon zu empfehlen. Als die Göttin des Keleos Haus betrat, reichte ihr Haupt zur Decke, füllte göttlicher Glanz das Gemach, so daß Metaneira, die Mutter, erschrocken der Fremden den eigenen Sitz anbot. Doch Demeter ließ sich stattdessen auf einem schnell mit einem Vlies bedeckten Hocker nieder und hielt sich mit den Händen das Kopftuch vor die Augen, — auf den ersten Blick ein einleuchtender *gestus* leidvoller Einsamkeit; Verdacht, es könnte sich anderes dahinter verbergen erst weckend, wenn wir auf dem Sarkophag von Torre Nova und auf der Lovatellischen Urne, beide heute in römischen Sammlungen, die Einweihung des Mysten gradeso dargestellt finden¹⁴: Er sitzt auf einem mit einem Widderfell bedeckten Hocker. Der Kopf mit dem charakteristischen Gehörn liegt wie zum Zeichen zu seinen Füßen. Und er selbst hat Tuch oder Mantel verhüllend über das Haupt geschlagen. Auch die Priesterinnen mit ihren Fackeln fehlen nicht. Auf der Urne schwingt die eine eine Getreideschwinge über dem Haupt des Initianten, auf dem Sarkophag fährt sie mit ihrer Fackel an seiner

Rechten vorbei.¹⁵ Man mag die eine Geste mit dem Wehen des reinigenden und reifenden Windes im Ährenfeld, die andere mit der reinigenden Kraft des Feuers verbinden und so in dem der Epopöe notwendig vorausgehenden Initiationsakt eine Reinigung erkennen. Für den Augenblick genügt es, wenn wir festhalten, daß uns befremdlich erscheinende, aber auch auf den ersten Blick sich ungezwungen in den Gang der Handlung einfügende Züge der Demeterhymne eine Beziehung zu den Riten von Eleusis besitzen können.

Die Göttin verharrt in schmerzvollem Schweigen, bis sie, von der Wärterin Jambe mit recht deutlichen Scherzen zum Lachen gebracht, für die Menschen das Unheimliche verliert, so daß man es wagt, ihr honiggesüßten Wein zu kredenzen. Aber sie weist ihn als ihr nicht gestattet zurück und erbittet stattdessen einen Trank aus Gerste, Wasser und zarter Minze. Und damit ist der Augenblick für Metaneira gekommen, der Fremden das Söhnchen in Obhut zu geben. — Zum Staunen aller gedieh der Knabe wie ein Götterkind, obwohl er weder gefüttert oder gestillt wurde. Er bedurfte der irdischen Speise nicht mehr, weil ihn Demeter mit Ambrosia salbte. Und gleichzeitig steckte sie ihn Nacht für Nacht wie ein Holzschicht in das Feuer, um ihm auf diese Weise Unsterblichkeit und ewige Jugend zu verleihen. Als die neugierige Mutter eines Nachts die Göttin bei ihrem Tun belauschte und erschrocken aufschrie, war die Chance für den Jungen vertan: Die erzürnte Göttin offenbarte Metaneira das Geheimnis der Feuerrite und dann ihre Gottheit, gab sich als Demeter zu erkennen, verlangte, ihr einen Tempel zu errichten, und versprach, die Weihen zu stiften. Und kaum begonnen, vollendete sich das Werk, standen Altar und Tempel durch wunderbares Zutun der Göttin vor aller Augen.

Aber die Erde war noch nicht aus der Krise, denn die ob des Raubes der Tochter erzürnte Göttin sandte eine Dürre auf die Fluren, die sich mit ihren Folgen für die Opferspenden auch bei den Olympischen bemerkbar machte. So versuchte Zeus, Demeter durch die Einladung in den Olymp zu versöhnen. Doch so leicht war die Göttin nicht zu gewinnen. So mußte Hermes, der Götterbote, hinab zum Erebus, um die jetzt erst mit ihrem Namen als Unterweltkönigin genannte Tochter Persephoneia der Mutter zurückzubringen. Hades willigte ein; aber listig steckte er der Braut den Kern eines Granatapfels in den Mund, den er sie zu essen zwang. So weiß die Mutter, daß es für die Tochter keine endgültige Wiederkehr gibt. Künftig muß sie vielmehr ein Drittel des Jahres in der Unterwelt verbringen. Nur Zweidrittel darf sie auf der Erde verweilen:

*„Wenn die Erde sich schmückt mit buntesten, duftenden Blumen,
Wie sie der Frühling bringt, dann wirst du aus dämmrigem*

Düster

*Wiederum auferstehn, — ein Wunder für Götter und
Menschen.“¹⁶ —*

Die versöhnte Göttin ist zur Rückkehr in den Kreis der olympischen Götter bereit. So gibt sie der Erde die Fruchtbarkeit wieder. Doch ehe sie zum Olympos aufbricht, lehrt sie die eleusinischen Priestergeschlechter die Weihen.

Hýe, kýe, „Regne! Empfange!“ In diesem Ruf soll sich nach einer freilich erst von einem Kirchenvater stammenden Notiz das unaussprechliche Geheimnis des eleusinischen Mysteriums verbergen.¹⁷ Und der gleiche Gewährsmann berichtet aus gnostischer Quelle, der Hierophant habe, wenn er unter großem Feuer die unsagbaren Mysterien vollzog, schallend gerufen: „Einen heiligen Knaben hat die Herrin geboren, Brimo den Brimo, d. h. die Starke den Starken.“¹⁸ Da scheinen uns Spätgeborenen verschiedene Dinge ineinanderzuliegen, Befruchtung, Empfängnis und Geburt. Und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir zuerst an Befruchtung und Empfängnis der Erde denken, die in Griechenland in den Herbst fallen, wenn der trockene Sommer zu Ende geht. So erscheint es auch nicht als Zufall, daß das eleusinische Mysterium im Monat Boedromion, dem Herbstmonat, gefeiert wurde. Eine heilige Hochzeit wird denn auch in einer weiteren christlichen Quelle zu den eleusinischen Riten gerechnet. Ob es sich hier allein um einen zu dem alexandrinischen Eleusis gehörenden Brauch handelte oder dieser bereits im Mutterland geübt wurde, ist in der Forschung umstritten. Verständlich wäre es, wenn in heiliger, durch Schierlingsgenuß des den Götterpart spielenden Hierophanten unfruchtbarer Paarung die befruchtende Verbindung von Himmel und Erde ihre Herausforderung erfahren hätte. So schwierig es ist, die Demeter-Kore-Erzählung in den Jahreskreis einzufügen¹⁹, so gewiß dürfte ihre ursprüngliche Verbindung mit ihm sein. So scheint sich auf dem Grunde des eleusinischen Mysteriums ein uralter, vielleicht in der Tat mit kretischem Glauben zusammenhängender „Fruchtbarkeitskult“ zu verbergen.²⁰

Aber schon der homerische Hymnus deutet die spätere Vielschichtigkeit der Mysterien an. Zudem liegt auf der Hand, daß ein Ritus und ein Mythos von dem die Vegetation durchpulsenden Stirb und Werde erst dann Menschen Seligkeit verleihen kann, wenn sie ihr eigenes Leben in diesen Zusammenhang einfügen. Das mag in der Frühe in einer gleichsam unbewußten

Partizipation geschehen sein²¹, muß aber später einen zureichenden Grad von Bewußtheit erlangt haben.

Kehren wir noch einmal zu der Erzählung zurück: Daß sich hinter dem Rezept für den Trank der Göttin das für den Trank der Mysteren verbirgt, war nicht unschwer zu erraten. Und vielleicht bezieht sich das der Initiation folgende, *Sýnthema* genannte „Kennwort“: „Ich habe gefastet, ich habe den Kykeon (den Trank aus Gerstenmehl, Wasser und Minze) getrunken, ich nahm aus der ‚Kiste‘, werkte, legte zurück in den Korb und aus dem Korb in die ‚Kiste‘!“ in seiner Mysteriensprache auf einen schlichten Ritus des Zerstoßens von Gerstenkörnern mit einem Mörser und einer Mörserkeule, die sich eben in Korb und Kiste, einem runden, geschlossenen Korb, befanden, auf einen Beitrag der Mysteren zur Bereitung des Fastentranks²², so daß sich alle, schon von den Kirchenvätern angestellten drastischeren Vermutungen verbieten. Dabei ließen sich die vielfältigsten symbolischen Beziehungen zu dem Mysterion denken. Aber besser, als sich hier in zu weitläufigen Spekulationen zu verlieren, ist es, Hinweisen der Geschichte zu folgen. Erinnern wir uns der Manipulation der Priesterin mit ihrer Fackel an dem Mysteren und rufen wir uns dann ins Gedächtnis, daß die Göttin den Knaben in das Feuer legte, die unverständige Mutter aber schrie, weil sie nicht wußte, daß es um des Kindes Unsterblichkeit ging, sind wir vielleicht auf einer weiterführenden Spur. Der späte Neuplatoniker Porphyrios weiß zu berichten, daß für die großen eleusinischen Mysterienfeiern je ein Athener Knabe ausgewählt und als einziges Kind zugelassen wurde, um „an Stelle aller derer, die geweiht werden, die Götter zu versöhnen“. ²³ Am Ende findet sich in einer Wiener Sammlung ein Relief, auf dem außer der thronenden Demeter zwei Gestalten erscheinen, die ihre Fackeln nahe an ein zwischen ihnen kauendes Kind halten. ²⁴ Der zwischen all diesen Daten bestehende Zusammenhang ist kaum zu übersehen. Vermutlich blicken wir hier durch eine uralte, in der Zwischenzeit längst humanisierte Rite auf ein Knabenopfer, wie es uns von den Phöniziern literarisch, inschriftlich und neuerdings auch aus der Analyse der Urnen ihrer Weihefriedhöfe bekannt ist. ²⁵ Der geopfert Knabe gelangt zur Unsterblichkeit. Metaneira war so falsch beraten nicht, als sie aufschrie. Aber es führt für den Menschen kein anderer Weg zu einem göttergleichen Leben als durch den Tod. — Konnte der Mysteren, um den die brennende Fackel kreiste, dies an sich geschehen lassen und dies bedenken, ohne sich dabei des auf ihn wartenden Leichenbrandes zu erinnern? — Aus dem Feuer, das aus dem Anaktoron schlug, trat der Hierophant und verkündete die Geburt eines göttlichen Kindes. Dann hielt



Eleusis, Heiligtum des Pluton-Hades mit angeblichem Eingang in die Unterwelt.

er den Schweigenden eine geschnittene Ähre entgegen. — War das vielleicht alles, was sich im Heiligtum vollzog und nun den Geweihten wie den Christen im Herrenmahl der Gegenwart des Gottes und der eigenen Zukunft gewiß werden ließ? ²⁶

So fragen wir weiter, ob der Eingeweihte die Botschaft von der Wiederkehr der Kore auf diese Erde auf sich beziehen durfte oder ob er erwartete, „dort“ bei den Göttern auf blumengezierter Wiese zu bleiben. Es gibt ein Fragment *Pindars*, das in diesem Zusammenhang häufig zitiert und dann teils verworfen, teils aufgenommen wird, wenn es um die Erhellung der seligen Erwartung der Mysteriengemeinschaft im 5. vorchristlichen Jahrhundert geht. Es heißt da von den Seligen:

*„Ihnen leuchtet drunten der Sonne Kraft, wenn
Bei uns es hier Nacht ist am Ort;
Auf Wiesen voll purpurner Rosen trägt ihr Gefild
vor der Stadt an
Schattiger Zedern(gehölz) wie auch an
Bäumen, an goldfruchtprangenden, reichen Bestand.
Die einen freun an Rossen und Ringkampf, andre
sich am Brettspiel;
Wieder andre an der Harfen Klang; und es blüht und
gedeiht bei
Ihnen jedes Glück in Fülle.“* ²⁷

Leben für die Eingeweihten im Hades — so lautete die eleusini-
sche Botschaft im Munde des *Sophokles*. Bleibt es also bei einem

Leben auf den elysischen Gefilden, oder ist, gleichsam in einer Versittlichung der Hoffnung, die Brücke zum pythagoreisch-orphischen Gedankenkreis geschlagen? Auch diese Frage wird in der Forschung immer erneut diskutiert. Nur wenige Andeutungen können in unserem Zusammenhang zeigen, worauf sich solche Vermutungen gründen und welche Konsequenzen sie für die eleusinische Hoffnung in sich tragen.²⁸ Seit dem 4. Jahrhundert vor Christus fehlt es nicht an Stimmen, die *Orpheus* mit der Einführung der eleusinischen Mysterien in Verbindung bringen. Neben diesen „Vater der Lieder“ (Pindar) stellt die Überlieferung längst *Musaios*, dessen Orakel schon im 6. vorchristlichen Jahrhundert durch den Athener Onomakritos gesammelt worden waren. In *Platons Staat* ist von Wanderpredigern die Rede, die sich auf Bücher von *Musaios* und *Orpheus* berufen, damit den Menschen Angst machen und ihnen dann ihre eigenen, sie von künftiger Qual befreienden Riten anpreisen.²⁹ So könnten beide Dichter schon im 4. Jahrhundert als Verfasser von Jenseitsschilderungen gegolten haben. Ein erster Kreis zwischen eleusinischem Kult und orphisch-pythagoräischer Jenseitshoffnung scheint sich zu schließen, wenn wir in den „Fröschen“, einer Komödie des *Aristophanes* aus dem Jahre 405 v. Chr., blättern, die in komödiantenhafter Verfremdung und gewissenhafter Aussparung der *Arrheta* den Gott Dionysos selbst in die Unterwelt steigen läßt, um Euripides von dort zurückzuholen und mit Aischylos zurückzukehren. Nachdem der Chor in der *Parodos* auf den Weg der Mysteren von Athen über die heilige Straße nach Eleusis geführt hat, dem Gotte Iakchos-Dionysos nach, endet er schließlich 448 ff. in einer Jenseitsschilderung, die uns sogleich an das eben zitierte Fragment Pindars erinnert:

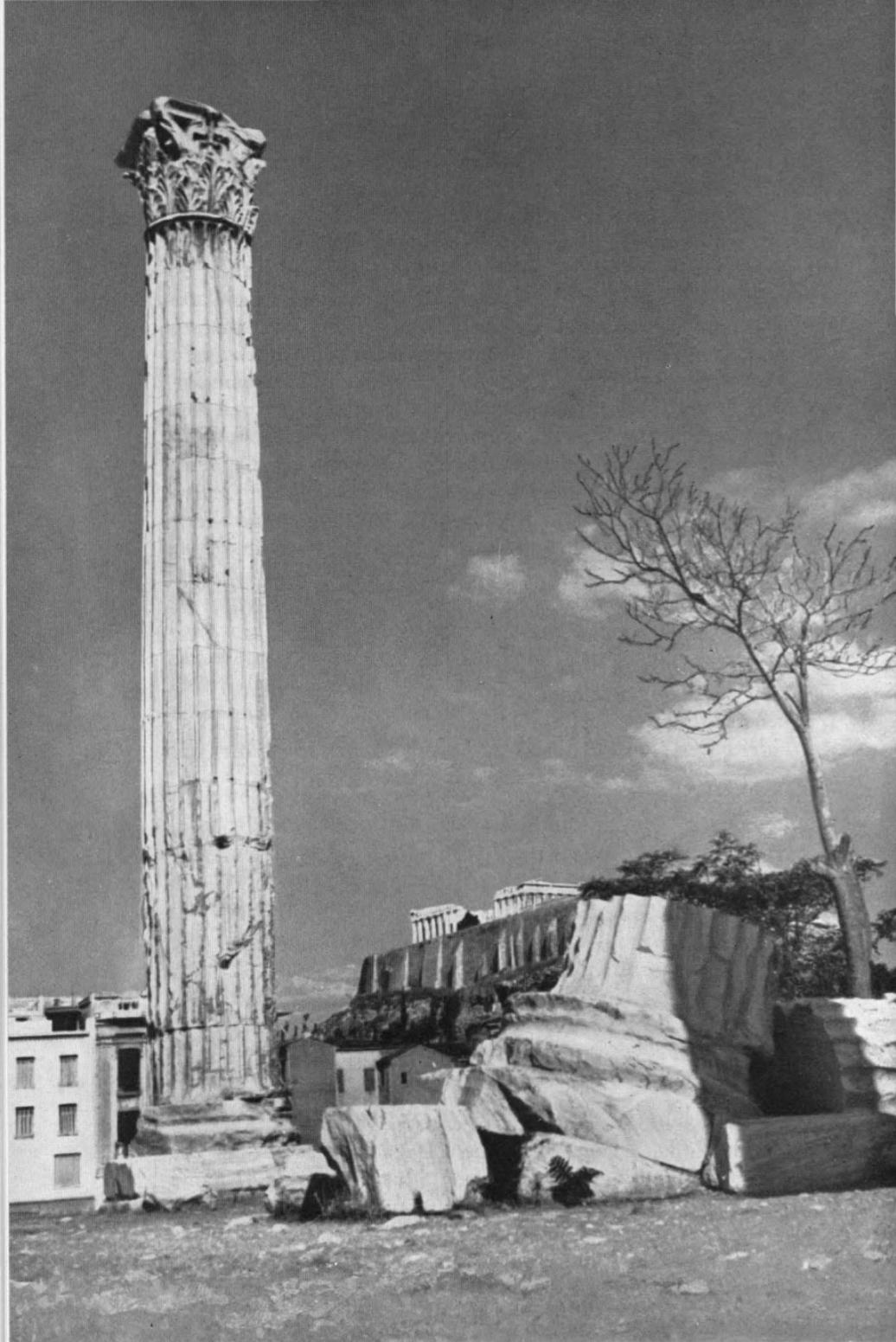
„So laßt uns auf die Rosenau,
 Die Blumenwiesen wallen,
 Und scherzen nach altem Brauch
 In lieblichem Reigentanz,
 Zu dem uns die Moiren hier,
 Die seligen, einen.
 Denn allein uns bescheint der Tag
 Und heitre Sonnenhelle,
 Nur uns, die Geweihte sind
 Und immerdar frommen Brauch
 Geübt an den Fremden und
 Den eigenen Bürgern!“³⁰

Der Tanz am Brunnen *Kallichoron* und *kallichorótaton*, der schönste Reigen der seligen Geister verschmelzen hier mitein-

ander. Wir könnten nun die eschatologischen Entwürfe *Platons* aus dem Staat, dem *Gorgias* und dem in seinem Charme unübertroffenen *Phaidros* aufgreifen, führte uns das nicht zu sehr in die Breite.³¹ Wir halten uns stattdessen an ein anderes Gedicht *Pindars*, seine zweite Olympische Ode. Sie ist *Theron* von *Akragas* gewidmet. Wer heute durch die Ruinen von *Agrigent* wandert, stößt auf die Reste des Heiligtums der chthonischen Gottheiten mit ihren merkwürdigen *bóthroi*, ihren ummauerten Opfergruben. Und wenn er sich nicht zulange bei den Tempeln des 5. Jahrhunderts aufhält, mag er auch noch zum Höhenheiligtum der *Demeter* am Fuße des *Athenafelsens* gelangen und sich so daran erinnern lassen, daß *Sizilien* in Sonderheit ein Land der chthonischen, der Erde verbundenen Kulte und der *Demeter* gewesen ist. Aber nun zu dem Gedicht, zu *Pindar* zweiter Olympischer Ode:

„Ein Stern, der hell strahlt im Glanz des echtsten
 Lichts dem Manne, wenn zudem er sich versteht auf das Künftige,
 Daß nämlich hierorts Gestorbner frevelhafte Seelen sogleich
 Schwer büßen müssen und daß, was im Reich des Zeus hier
 Verübt ward, drunten einer richtet, sein Urteil
 Feindselgen Zwanges fällend.
 Wo gleich jedoch stets die Nächte,
 Auch gleich des Tags die Sonne sie haben, können müheloser die
 Edlen verbringen ihr Dasein, nicht das Erdreich
 aufrührend mit Armes Gewalt
 Noch des Meeres salzige Flut
 Zu nichtigem Erwerb; bei ehrwürdigen Göttern vielmehr
 Verbringen, die freudig Eides Treuschwur gewahrt,
 ihr Leben, von Tränen
 Ganz frei; die andern — die erdulden unansehbare Qual.
 Doch die es vollbrachten, dreimal
 In jedem der zwei Reiche ganz fern von Unrecht sich zu halten die
 Seele, ziehn Zeus' Weg hin zu des *Kronos* Burg, wo
 die Insel der Selgen, entsandt
 Von des *Okeanos* Flut . . .“³²

Der Ortsname *Eleusís* und das griechische Wort für Ankunft sind nur durch den Akzent geschieden. Der Name betont auf der letzten, das Hauptwort auf der ersten Silbe. Mag der Ortsname vorgriechischen Ursprungs sein oder tatsächlich das Ziel der Pilgerfahrt, darin dem des *Telesterion* gleich, meinen³³; für uns wird er zum Symbol dessen, was *Eleusis* den Alten bedeutete: Das Wissen darum, daß menschliches Leben nicht nur ein Ende, sondern ein Ziel hat.



Bertold K. Weis

DODONA — DELPHI — DIDYMA

Ihre Wiederentdeckung durch die Archäologie

Die drei großen D der altgriechischen Mantik, die Orakelstätten von Dodona, Delphi und Didyma liegen, von Delphi abgesehen, auch heute nicht auf den gängigen Reiserouten durch die griechische Welt der Antike. Weit abseits von den großen Heerstraßen des Tourismus verstecken sich die Ruinen des Zeusorakels von Dodona im grünen, wasserreichen Hochtal zwischen den wilden Gebirgen von Epirus. Die kolossale Ruine des Apollontempels von Didyma beherrscht mit den einsamen Landmarken der drei noch aufrechtstehenden, zwanzig Meter hohen Riesensäulen die stille Halbinsel südlich der Mäandermündung und der einstmals geistes- und wirtschaftsmächtigen Großstadt Milet. Nur hinauf nach Delphi, der „felsigen Pytho“ Homers, dem altgeheiligten Steilhang unter den Wänden der Phaidriaden, strömen täglich die Heerscharen der Besucher; dort drängen sich an der modernen Straße Delphi — Arachowa vor dem Museum und bis weit unterhalb der kastalischen Schlucht die Reisebusse zu blechernen Lindwürmern zusammen. Und doch gehören für jeden, der reisend Wesentliches sucht, diese drei unvergleichlichen Pfeiler althellenischen Glaubens, des Glaubens an die Möglichkeit göttlicher Weisung an den Kreuzwegen irdischer Ratlosigkeit, innig zusammen, trotz ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit im Erscheinungsbild und in der historischen Bedeutung.

Beim Gang über die alten heiligen Straßen, bei der Betrachtung der Ruinen dieser ehemals weltbekannten Mittelpunkte eines ganzen Kulturkreises begegnet der Besucher einer, von vielen gar nicht bemerkten oder als selbstverständlich hingenommenen, sorgsam geschaffenen und behüteten Wohlgeordnetheit und Aufgeräumtheit. Es wird ihm dabei gar nicht mehr bewußt, daß diese Orte über Jahrhunderte hinweg versunken und verschollen, von der siegreichen Vegetation oder von armseligen Siedlungen überwuchert waren. Wer denkt schon daran, daß diese für die Ewigkeit gedachten Stätten teilweise so sehr der Vergessenheit anheimgefallen waren, daß kein Mensch mehr den Platz zu bezeichnen wußte, wo die Tempel gestanden hatten. Auch die mitunter bedeutenden christlichen Kirchenbauten, die sich nach dem Auszug der weissagenden Götter und ihrer Propheten inmitten der heiligen Bezirke angesiedelt hatten, sanken im Lauf der

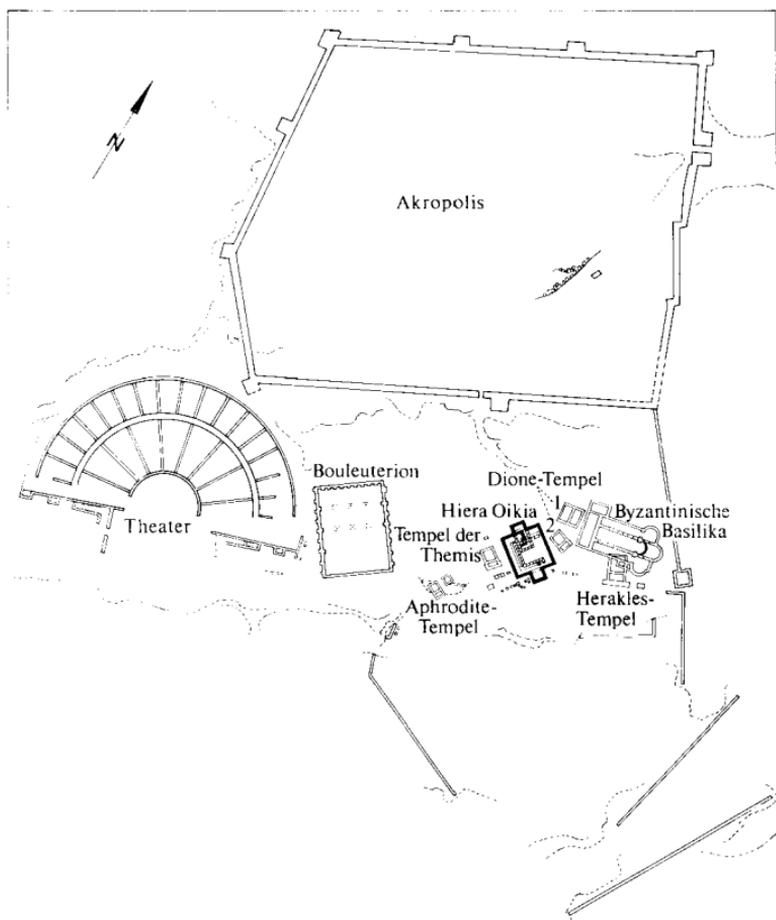
◀ Athen. Olympieion und die Akropolis.

späteren Jahrhunderte durch Erdbeben, Brand oder willkürliche Zerstörung in Trümmer. Danach waren die antiken Reste bis weit in das vergangene Jahrhundert hinein der Zerstörung durch die Naturgewalten und der Bedenkenlosigkeit unwissender Steinräuber preisgegeben. Die Schicksale der drei Heiligtümer, von deren Wiederentdeckung durch die Archäologie hier die Rede sein soll, gestalteten sich während dieser langen Jahrhunderte gleichwohl sehr verschieden. Dasselbe gilt auch für die Geschichte ihrer Wiederauffindung und Wiederaufdeckung. Bei den Tausenden von Einzelfunden, die bei den bisherigen Ausgrabungen sichergestellt worden sind, versteht es sich von selbst, daß Vollständigkeit der Darstellung dieser faszinierenden wissenschaftlichen Leistungen nicht einmal versucht werden kann.

DODONA

Dodona, von Homer das „stürmisch rauhe“ genannt, war schon für die Antike ein weltferner Platz im wilden Gebirge. Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß es unter den bedeutenden griechischen Orakelstätten vielleicht am gründlichsten aus dem Bewußtsein der Menschen ausgelöscht wurde. Auch sein Fortleben als christliche Siedlung mit eigenem Bischof und eigener Kirche war nicht von Dauer, nachdem im Jahre 391 n. Chr. bei der Schließung der antiken Heiligtümer durch Kaiser Theodosius I. auch die heilige Eiche von Dodona gefällt worden war. Das christliche Dodona und seine im Temenos des Zeus Naïos errichtete Basilika gingen im großen Slawensturm unter. Sogar der Name Dodona verlor sich im Verlauf des großen Völkergeschiebes. Das Dorf, das in der Nachbarschaft des ehemaligen Zeusheiligtums die uralte Besiedlung fortsetzte, trug schließlich den zweifellos slawischen Namen Tcharakovista — andere schreiben auch: Tsharakovitsa oder Tsarkovista —, und der 1794 m hohe Tomaros, das Wahrzeichen der Landschaft, hieß, ebenfalls slawisch, Olytsikas. Nur mehr in den Texten der antiken Autoren und im Bewußtsein der klassisch Gebildeten besaß Dodona Realität.

Erst mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts wandte sich das Interesse der Forschungsreisenden auch der Frage nach den Überresten des alten epirotischen Zeusorakels zu. Doch in den Bergen von Epirus fand sich kein Ort mehr, mit dem der Name Dodona sich verbunden hätte. Zu diesen Versuchen, die Ruinen von Dodona zu finden, bemerkt der spätere Entdecker Konstantinos Karapános: „Alle Reisenden, die Dodona zu verschiedenen Zeiten gesucht haben, entdeckten nichts, was die Lage des Ortes



Dodona. Übersichtsplan (nach Sotirios I. Dákaris).

eindeutig hätte nachweisen können. Sie identifizierten mit ihm nahezu sämtliche in Epirus zu findenden griechischen Ruinen.“ In der Geschichte des erfolglosen Suchens nach Dodona muß man wohl an erster Stelle William Martin *Leake* nennen, einen englischen Offizier, den im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zweimal geheime diplomatische Missionen seiner Regierung zu dem eigenwilligen und selbtherrlichen türkischen Gouverneur in Jáninna, dem Albaner Ali Pascha von Tebelen, führten. Leake hatte auf seinen Dienstreisen durch die Länder des osmanischen Reiches offenbar noch ausreichend Zeit und Muße, gelehrten Neigungen nachzugehen. Dabei hatte er sich zum angesehenen Fachmann auf dem Gebiet der antiken Topographie und Numismatik entwickelt. Er benützte seinen zweiten, etwa einjährigen

Aufenthalt bei Ali Pascha zu einer Anzahl von Forschungsreisen in Epirus und Thessalien. Dodona suchte er nordöstlich des Sees von Jánnina und glaubte auch, es gefunden zu haben: ein ausgedehntes Ruinenfeld bei Kastritsa am Fuß des 1810 m hohen Mitsikéli schien ihm genau dem zu entsprechen, was die Überlieferung von Dodona und seiner Umgebung sagt. Den Mitsikéli hielt er für den Tomaros.

Nicht erfolgreicher mit seiner Suche nach dem antiken Dodona war fast um dieselbe Zeit der französische Diplomat François *Pouqueville*. Er besaß bis zu einem gewissen Grad das Vertrauen Ali Paschas, bei dem er in den Jahren zwischen 1810 und 1815 als Konsul sein Land zu vertreten hatte; er hat später auch die dramatischen Ereignisse des Untergangs Ali Paschas in einer besonderen Schrift dargestellt. Sein Versuch, Dodona zu finden, blieb ohne Ergebnis.

Zwei Jahrzehnte später kam, ebenfalls auf der Suche nach Dodona, der Engländer Christopher *Wordsworth*, der spätere Bischof von Lincoln, nach Epirus. Er fand am 12. September 1832 als erster die richtige Stelle in der Nähe der Dörfer am Fuß des Olytsikas, des antiken Tomaros. Wordsworth verfügte jedoch weder über die Mittel noch über die Möglichkeiten, den archäologischen Nachweis für die Richtigkeit seiner Vermutung zu erbringen.

Wie in dem fast gleichzeitigen Fall der Wiederauffindung der Ruinen von Troja blieb die Wiederentdeckung Dodonas einem Außenseiter vorbehalten: dem aus Arta stammenden Politiker Konstantinos *Karapános*, der oben schon einmal erwähnt wurde. Ihn trieb ein leidenschaftliches Verlangen, das berühmteste Heiligtum des alten Epirus zu finden. Gleichzeitig verfügte er über die Mittel und das nötige Ansehen, um seine Absicht verwirklichen zu können. In der Einleitung seines zweibändigen Grabungsberichtes, der im Jahre 1878 in Paris in französischer Sprache erschien, schildert er selbst, wie stark seine Idee ihn bedrängte: „Während der Reisen, die ich in den letzten Jahren in Epirus unternehmen konnte, beschäftigte mich unablässig der Gedanke an den Tempel von Dodona. Es drängte mich, diesen Tempel, den ersten, der in der griechischen Welt Berühmtheit erlangt hat und sich nun den Nachforschungen der Reisenden und Archäologen so hartnäckig entzog, wiederzuentdecken. Ich suchte, seine Lage an allen Ruinenstätten nachzuweisen, die zu besuchen ich Gelegenheit hatte.“

Es war eine mehr oder minder zufällige Beobachtung, die Karapános im Sommer 1875 auf die richtige Spur führte. Er hatte gehört, daß Einwohner des Dorfes Tcharakovista in den nahege-

genen Ruinen immer wieder antike Münzen fänden. Er beschloß, zunächst Sondierungsgrabungen bei diesen Ruinen vorzunehmen. Bei diesem Beginnen war ihm von besonderem Nutzen das Verständnis, das er in Jánnina bei dem türkischen Generalgouverneur von Epirus und Thessalien, *Akif* Pascha, für sein Anliegen fand. Der Generalgouverneur ordnete zu Karapános' Unterstützung den Leiter der technischen Dienste in der Verwaltung des Vilayets Jánnina, den polnischen Ingenieur Sigismund *Mineyko*, ab. Diese Zusammenarbeit sollte allerdings später noch einigen Verdruß für beide Seiten nach sich ziehen.

Daß der Spaten an der richtigen Stelle angesetzt worden war, zeigten schon die Bronzefunde der ersten Grabungen. Das Ausmaß der Ruinen und der erforderlichen Grabungsarbeiten führten Karapános sofort zu der Einsicht, daß ein so ausgedehntes Unternehmen nicht ohne einen Firman, d. h. eine schriftliche Genehmigung der Regierung in Konstantinopel, durchzuführen war. Er reiste nach Konstantinopel, um die Genehmigung persönlich einzuholen. Sie wurde ihm auch erteilt; doch während seiner Abwesenheit hatten Einwohner der umliegenden Dörfer, durch die Nachricht von den Ausgrabungen aufmerksam gemacht, auf eigene Faust in den Ruinen zu graben begonnen. Dabei hatten sie eine Reihe von Bronzefunden gemacht, die sie entweder selbst behielten oder in Jánnina verkauften. Als Karapános mit dem Firman der Hohen Pforte zu seiner Grabung zurückkehrte, mußte er zuerst die von den Raubgräbern erbeuteten Fundstücke mühsam bei ihren unrechtmäßigen Besitzern ermitteln und unter persönlichen Opfern zurückkaufen. Die danach einsetzende Grabung (1876) wurde von Karapános zehn Monate lang fortgeführt. Sie erfaßte eine Fläche von rund 20 000 Quadratmetern. Dabei ging Karapános von durchschnittlich zwei bis zu vier Metern in die Tiefe. Das wichtigste Ergebnis seiner Grabung war der eindeutige Nachweis, daß es sich hier tatsächlich um die Ruinen des Orakelheiligtums von Dodona handelte. Das bewies einmal die Inschriften einer großen Anzahl der rund 1800 antiken Fundstücke; sie enthielten die Namen der göttlichen Herren des heiligen Bezirks, des Zeus Naïos und der Dione. Noch unwiderleglicher war das Zeugnis der zahlreichen dünnen, ein bis drei Millimeter starken, zusammengefalteten Bleitafelchen mit den darauf eingeritzten Fragen der Rat suchenden Menschen an die Orakelgottheiten. Es handelte sich bei diesem Fund zweifelsohne um einen wesentlichen Teil des Orakelarchivs. Die Tafelchen lieferten wichtige Informationen über die Art der Orakelfindung und Orakelerteilung. Art und Gegenstand der dem Orakel vorgelegten Fragen gaben interessante



Schwerbewaffneter Krieger im Kampf (Bronzestatuette). Aus dem Zeusheiligtum in Dodona, um 510 v. Chr., Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz.

Aufschlüsse über die Sozialstruktur der Orakelklientel; sie bestand in ihrer großen Masse aus kleinen Leuten, die im Heiligtum Auskunft und Weisung in ihren Alltagsproblemen suchten. Diese Tatsache wurde auch durch die relative Bescheidenheit der meisten von Karapános ausgegrabenen Weihgaben erhärtet; Großplastik fehlte so gut wie ganz. Das eigentliche Zeusheiligtum vermochte Karapános nicht festzustellen, da er mit der



Blitzschleudernder Zeus (Bronzestatuette). Aus dem Zeusheiligtum in Dodona, um 470 v. Chr., Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz.

irrigem, wenn auch verständlichen, Voraussetzung ans Werk gegangen war, es habe in Dodona einen repräsentativen „Tempel“ im traditionellen Sinne gegeben. Daraus erklärte sich seine entscheidende Fehldeutung: er hielt die christliche Basilika des 5. Jahrhunderts für den in eine Kirche umgebauten Zeustempel. Es versteht sich, daß ein Privatmann wie Karapános nicht in der Lage war, das gewaltigste Bauwerk von Dodona, das unter



Dodona, Theater.

König Pyrrhus von Epirus (297—272 v. Chr.) errichtete große Theater, auszugraben; er mußte sich darauf beschränken, drei nur oberflächlich verschüttete Sitzstufen der Cavea (Zuschauer-raum) freizulegen; er hat jedoch das Ganze so sorgfältig wie möglich vermessen und die Zahl der vorhandenen Sitzstufen errechnet, wobei er sich nur um eine Stufe verrechnete.

Man hat neuerdings Karapános sehr hart kritisiert; seine Grabungsmethoden seien „ganz und gar unwissenschaftlich“ gewesen. Die Bergung der zahlreichen Funde durch ihn wurde gar als „Plünderung“ bezeichnet. Ich kann dieser Kritik nicht folgen; Karapános konnte ganz und gar wissenschaftliche Grabungsmethoden aus zwei Gründen nicht kennen: erstens und hauptsächlich deshalb, weil sie in dem Sinne, wie wir sie heute verstehen, noch gar nicht entwickelt waren, zum zweiten, weil er weder Archäologe noch Altertumsforscher, sondern ganz einfach interessierter Laie und Altertumsfreund war. Man sollte deshalb sein Verdienst ungeschmälert lassen; er hat nicht nur Dodona wiederentdeckt und den schlüssigen Beweis dafür geliefert, daß er die berühmte Orakelstätte wiedergefunden hatte, sondern mit Sicherheit zahlreiche Fundstücke vor den Raubgräbern gerettet.

Karapános hat das Ergebnis seiner Grabung in einem zweibändigen, französisch abgefaßten Werk „Dodone et ses ruines“ 1878 in Paris veröffentlicht. Französische Fachgelehrte haben ihn bei der Beschreibung, Deutung und Datierung der im einzelnen aufgeführten Fundstücke unterstützt. Das Verhältnis zwischen

Karapános und seinem Mitarbeiter Sigismund Mineyko war bereits vor der Publikation des Werkes gespannt und endete, wie bereits oben angedeutet, mit einem offenen Bruch. Karapános erwähnte seinen Mitarbeiter nur in einer einzigen Fußnote seines Werkes; Mineyko verließ seiner Entrüstung über die ihm widerfahrene Kränkung in einem nachträglich veröffentlichten Brief Ausdruck. Ein unerfreulicher Fleck trübte damit das erfreuliche Bild einer wichtigen Entdeckungstat.

Karapános' Funde wurden anscheinend, nach einem damals gar nicht seltenen Verfahren, geteilt. Mineyko nahm seinen Anteil mit in seine Heimat; diese Fundstücke, darunter eine große Anzahl der erwähnten Bleitafelchen des Orakelarchivs, gelangten im Jahre 1904 durch Kauf in den Besitz der Königlich Preussischen Museen und wurden 1909 von Reinhard *Kekulé von Stradonitz* und Hermann *Winnefeld* publiziert. Sie befinden sich heute in der Antikenabteilung der Charlottenburger Museen. Konstantinos Karapános übereignete den in seinem Besitz verbliebenen Anteil an den Funden in der Form einer Stiftung dem Nationalmuseum in Athen; dort sind sie in einem Saal, der nach dem Stifter benannt wurde, ausgestellt. Vielleicht vermag dieser Hinweis künftigen Besuchern des Athener Nationalmuseums die Anregung zu geben, an diesem Saal nicht achtlos vorüberzugehen.

Wer sich der Geschichte des neuen Griechenland nicht so genau erinnert, könnte leicht vergessen, daß Epirus im Jahr der Wieder-



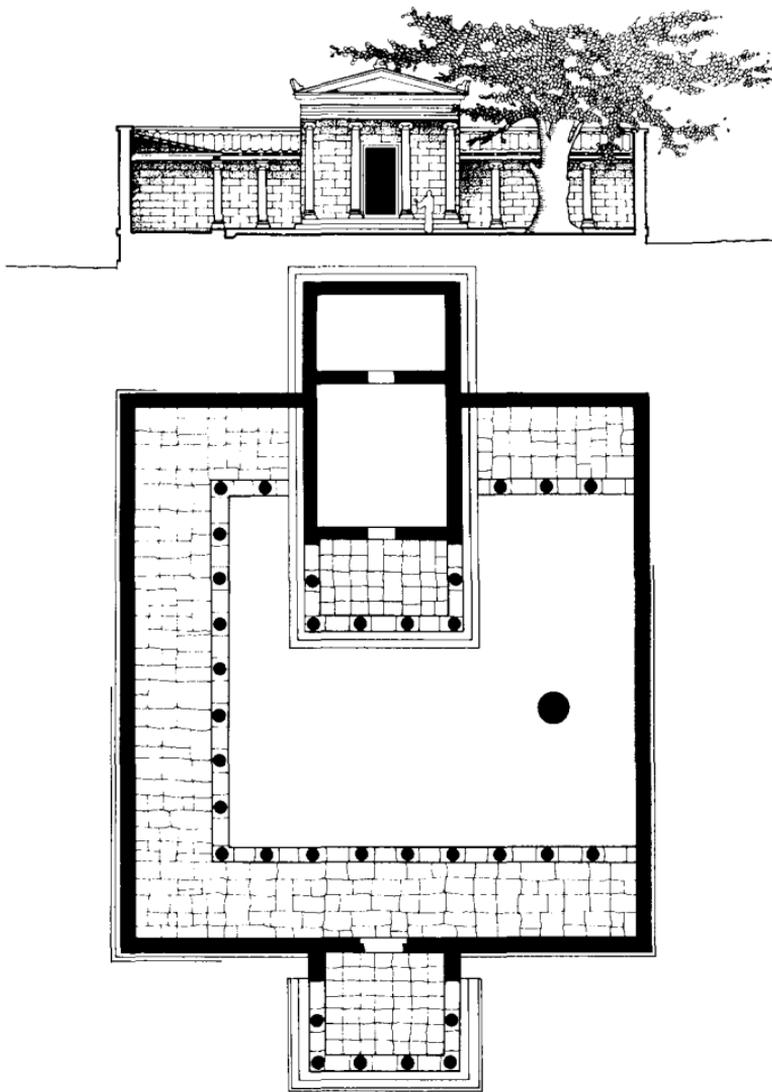
Die Ruinen von Dodona. Im Vordergrund die Fundamente der Hierà Oikía und der beiden Tempel der Dione.

entdeckung Dodonas durch Karapános noch immer türkische Provinz war und es fast noch drei Jahrzehnte lang geblieben ist. Niemand dachte daran, Karapános' Arbeit fortzusetzen oder auch nur die von ihm freigelegten Ruinen zu schützen. Diese waren zwei Jahrzehnte später wieder fast vollständig verschüttet und überwachsen. Ein Besucher, der um diese Zeit Dodona aufsuchte, der deutsche Gelehrte Alfred Schiff, notierte am 21. September 1899 in seinem Tagebuch: „Wogende Maisfelder bedecken den Platz des Theaters“ — damit dürfte der Platz des Bühnengebäudes und der Orchestra gemeint sein, den bereits Karapános als Ackerfeld vorgefunden hatte — „und die Umriss der Gebäuderuinen sind nicht mehr zu erkennen.“ Alfred Schiff schließt mit der für den Augenblick resignierenden, für die Zukunft zuversichtlichen Bemerkung: „Überlassen wir Dodona seinem Schlaf. Seine Zeit wird kommen.“

Diese Zeit sollte noch gute zwei Jahrzehnte auf sich warten lassen. Zunächst wurde Epirus im ersten Balkankrieg Kampfgebiet. Jánnina, von den Türken ebenso hartnäckig wie tapfer verteidigt, wurde erst am 6. März 1913 von den griechischen Truppen genommen. Dann kam der erste Weltkrieg. Er brachte dem vorerst neutralen Griechenland durch die Bildung eines alliierten Brückenkopfes um Thessaloniki (1915) schwere Belastungen. Zeitweilig hielten die Italiener, die sich an der albanischen Küste festgesetzt hatten, Jánnina besetzt.

An die weitere Erforschung der Ruinen von Dodona konnte erst im Jahre 1920 gedacht werden, fast ein halbes Jahrhundert nach ihrer Wiederentdeckung durch Konstantinos Karapános. Damals beauftragte die Griechische Archäologische Gesellschaft den Historiker Geórgios Sotiriádis mit der Leitung der Grabung. Neben einer allgemeinen Orientierung, die zur Wiederaufnahme der Grabungsarbeiten nach so langer Pause unumgänglich war, suchte Sotiriádis an der von Karapános — irrtümlich — bezeichneten Stelle, in und unter den Ruinen der frühchristlichen Basilika, vergebens das antike Heiligtum.

Das griechische Abenteuer in Kleinasien und die Katastrophe von 1922 machten dieser neuen Grabung nach wenigen Wochen ein Ende. Sechs Jahre dauerte es, bis (1928) die Arbeiten unter der Leitung des Archäologen Dimítrios Evangelídis wiederaufgenommen werden konnten. Ihm war ganz besonders die Aufklärung jenes entscheidenden Irrtums zu danken, dem Karapános erlegen war: er konnte nachweisen, daß das Zeusheiligtum mit dem eigentlichen Orakelbau nicht den Platz der christlichen Basilika eingenommen haben konnte, sondern in einer westlich der Kirche gelegenen Anlage zu erkennen war, einem kleinen



Dodona, Grundriß und Rekonstruktion des Heiligen Hauses (Hierà Oikía). Nach Sotirios I. Dákaris.

rechteckigen, inschriftlich als Hierà Oikía (Heiliges Haus) bezeichneten Bau an der Nordwestseite eines ummauerten Hofes, in dem die heilige Eiche gestanden hatte. Dimítrios Evangelídis konnte seine Forschungsarbeit, in deren Verlauf wiederum auch eine große Anzahl der schon erwähnten beschrifteten Bleitafelchen aus dem Orakelarchiv gefunden wurde, bis 1932 fort-

setzen und 1935 noch einmal aufnehmen. Gleichzeitig erwarb sich Evangelídis Verdienste um die Klärung der Vor- und Frühgeschichte des Heiligtums durch die Aufmerksamkeit, die er den von ihm aufgedeckten prähistorischen Schichten zuwandte. Ihre Untersuchung ergab die Erkenntnis, daß Dodona schon im Neolithikum eine starke Besiedlung aufwies; die Keramikfunde zeigten, daß bereits in dieser frühen Epoche Beziehungen zu Makedonien und Thessalien, aber auch zu den Ionischen Inseln bestanden haben.

Auf die Grabungskampagne von 1935 folgte erneut, bedingt durch Mangel an Mitteln und innen- oder weltpolitische Ereignisse, eine fast zwanzigjährige Unterbrechung der Ausgrabungen. Die Freilegung und Erforschung der Ruinen von Dodona stand weiterhin unter einem ungünstigen Stern. Epirus hatte das Unglück, selbst nach dem Ende des zweiten Weltkrieges noch einmal Kampfplatz zu werden, in jenem entsetzlichen Bürgerkrieg, den Níkos Kazantzákis in seinem nachgelassenen Roman „Adelphophades“ („Brudermörder“) mit der ihm eigenen unerbittlichen Härte und Schonungslosigkeit der Darstellung und Sprache geschildert hat. Von stillem wissenschaftlichen Forschen konnte lange Zeit keine Rede sein.

Im Jahre 1952 durfte Evangelídis endlich zu seiner alten Grabungsstätte zurückkehren. Als Mitarbeiter stand ihm der Archäologe Sotírios Dákaris, sein späterer Nachfolger als Grabungsleiter, zur Seite. Ohne weitere Unterbrechung führte Evangelídis die Arbeit bis zu seinem Tod (24. November 1959) fort. Die Hierà Oikía wurde endgültig freigelegt, die Trümmerstätte aufgeräumt. Gleichzeitig wandte man sich der Freilegung, Aufräumung und Untersuchung der großen, östlich des Theaters am Hang gelegenen, von Karapános als trapezförmig bezeichneten, in Wirklichkeit aber rechteckigen Ruine zu, die Dákaris später als Bouleutézion (Rathaus) identifizierte. Die Ausgräber beschäftigten sich daneben auch mit der Klärung der aufeinanderfolgenden, bei ihren Grabungen zutage gekommenen prähistorischen und historischen Schichten. Auf der Akropolis befaßten sie sich mit den sichtbaren Bauresten; ihre Verbindung mit dem Heiligtum wurde aufgedeckt. Das große Areal der Akropolisfläche selbst blieb unausgegraben; hier bleibt den Archäologen noch eine wichtige Aufgabe, auch wenn man Funde, die weit über die bisherigen Erkenntnisse hinausführen könnten, nicht erwarten dürfte. Während der Arbeiten der Grabungskampagnen von 1955 bis 1958 befaßte sich Evangelídis und sein Mitarbeiter auch mit der Aufhellung der Baugeschichte der christlichen Basilika; dabei stellte sich heraus, daß hier zwei

Kirchenbauten übereinander lagen: eine frühchristliche Kirche des 5. Jahrhunderts und eine als Nachfolge- oder Ersatzbau errichtete Basilika des 6. Jahrhunderts. Bei den Arbeiten an der Basilika wurden auch die Reste des an ihrer Südostseite gelegenen und dort von ihr teilweise überbauten Heraklestempels freigelegt. Ausgegraben wurden ferner die Ruinen der östlich und westlich der Hierá Oikía gefundenen kleinen Tempel der Dione, der Aphrodite und einer noch unbekanntem Gottheit. Bei diesen Arbeiten stieß man bei der Untersuchung einer Anschüttung östlich der kleinen Tempel auf interessante Kleinfunde geometrischer Zeit; das prachtvollste Stück ist ein kleines geometrisches Bronzepferd. Evangelídis hatte bereits im Jahre 1955 mit Arbeiten in der Cavea (Zuschauerraum) des Theaters begonnen; diese wurden nun in den folgenden Jahren ununterbrochen fortgesetzt. Mit dieser Aufgabe beschäftigte sich vor allem Sotírios Dákaris, der während der Kampagne von 1959 wesentliche Arbeiten in diesem Bereich durchführen konnte. Im folgenden Jahr (1960), nach dem Tode von Evangelídis, ließ Dákaris wichtige Restaurierungsarbeiten in der Cavea des Theaters durchführen; von den ursprünglich 58 Sitzstufen der drei „Ränge“ des Theaters wurden 31 wiederhergestellt. So gelang es, das Theater auch wieder für moderne Freilichtaufführungen verwendbar zu machen.

Nach einer Unterbrechung von mehreren Jahren begann Dákaris, der inzwischen die Leitung der Arbeiten übernommen hatte, im Jahre 1966 mit Grabungen im Bereich des bereits erwähnten großen rechteckigen Gebäudes am Hang ostwärts des Theaters. Er legte die Reste einer dorischen Halle vor dem Rechteckbau frei und grub während der Kampagnen von 1968 und 1969 das Gebäude selbst aus. Er stieß dabei auf die Basis eines Altars mit der Stifterinschrift eines Thesproters Charops und der Weihung an Zeus Naïos, Dione und Zeus Bouleus (Ratgeber). Dieser Glücksfund ermöglichte es Dákaris den Bau als das Bouleutérion (Rathaus) des Koinón (Gemeinschaft, Gemeinwesen) der Epiroten zu identifizieren. Die Arbeiten am Bouleutérion wurden während der folgenden Jahre fortgeführt. Sie zeigten, daß dieses Rathaus neben dem Theater das geräumigste Bauwerk von Dodona darstellte. Das Gebäude hat einen Grundriß von 46,30 x 32,50 m und im Inneren eine Bodenfläche von 1250 Quadratmetern; man hat errechnet, daß es mehreren hundert Personen Platz bieten konnte. Eine noch ungelöste Aufgabe ist die Ausgrabung des Stadions; von ihm wurde bisher nur ein kleiner Teil, das runde Ende, unmittelbar südwestlich neben dem Theater, freigelegt. Die zahlreichen Fundstücke aus den Grabungen von Evangelídis

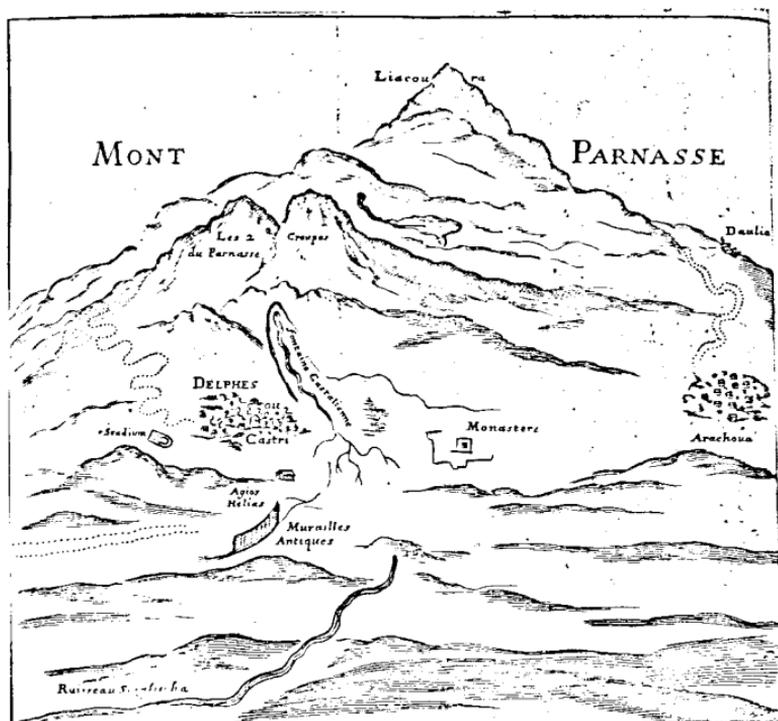
und Dákaris, darunter die bereits erwähnten Bronze-Weihegaben und die Bleitäfelchen mit den eingeritzten Fragen der Ratsuchenden und in einigen Fällen auch mit den Antworten des Orakels, befinden sich zum größten Teil im Museum in Jánnina; die Besucher Dodonas sollten nicht versäumen, diese wertvolle Sammlung zu besichtigen.

DELPHI

Der Zerfall des berühmtesten und wirkungsmächtigsten Orakels der Antike, des Apollonheiligtums von Delphi, begann schon früh durch den wiederholten Raub seiner Kunstschatze und Weihegaben und durch die zunehmende Vernachlässigung seiner wertvollen Bauten. Als Kaiser Julianus, der letzte Herrscher aus dem Hause Konstantins und zugleich der letzte dem alten Glauben ergebene Kaiser, im Jahre 361, dreißig Jahre vor der endgültigen Schließung des Orakels, seinen Leibarzt Oribasios von Pergamon nach Delphi schickte, soll der kaiserliche Abgesandte als letzten Spruch einer delphischen Pythia die Antwort erhalten haben:

*„Sagt eurem König: Verwüstet liegt da die glanzvolle Stätte,
Phoibos besitzt kein Haus mehr, nicht mehr den mantischen
Lorbeer;
Auch die Quelle versiegte, verstummt ist ihr redendes Wasser.“*

Man hat die Echtheit dieses Spruches angezweifelt, weil er erst spät von einem Autor des byzantinischen Mittelalters, Georgios *Kedrenos*, überliefert sei. Dabei blieb allerdings unbeachtet, daß die Überlieferung dieses Orakelspruches sehr wahrscheinlich bereits in der Kirchengeschichte des *Philostorgios* (365—425 n. Chr.) gestanden hat; von ihm hat sie ein sonst unbekannter Mönch, Johannes von Rhodos, vermutlich im 10. Jahrhundert, in einer von ihm verfaßten Märtyrergeschichte (*Artemii Passio*) übernommen. Doch diese philologische Frage ist in unserem Zusammenhang unerheblich. Historisch ist der Spruch insofern echt, als er den damals schon eingetretenen Zustand der Verödung Delphis kennzeichnet; auch entspricht der Ton schmerzlicher Resignation dem Bewußtsein, einer verlorenen Sache zu dienen, das die damals noch verbliebenen Anhänger der alten Götter und ihrer Kulte erfüllte. Ein Jahrhundert später erhebt sich an der Stelle, wo einst Apollon herrschte, eine christliche Basilika; zahlreiche Architekturteile dieses Bauwerks kamen bei den französi-



Delphi und der Parnaß. Skizze des französischen Arztes Jacob Spon aus dem Jahre 1676.

schen Ausgrabungen zutage. Wie Dodona wurde auch Delphi Sitz eines christlichen Bischofs. Im byzantinischen Mittelalter siedelte sich auf der Gymnasionterrasse unterhalb der heutigen Fahrstraße nach Arachowa ein Klösterchen an. Wir werden nachher sehen, daß es noch am Ende des 17. Jahrhunderts bestand. Menschenhand und Naturgewalten verwüsteten den heiligen Bezirk. Über den Ruinen erhoben sich schließlich die bescheidenen Häuser des Dorfes Kastri. Die Spuren der antiken Bauten wurden, bis auf die Quader der unteren Temenosmauer und einen Teil der herrlichen polygonalen Mauer unterhalb der Tempel-terrasse, so gründlich verwischt, daß die Erinnerung an das antike Delphi, ja sein Name, aus dem Bewußtsein der Landesbewohner verschwand.

Früher als in Dodona begannen die Versuche einer Wiederentdeckung des Heiligtums. Die frühesten datierbaren, mit einem gedruckten Reisebericht hervorgetretenen Besucher von Kastri/Delphi dürften der aus Lyon stammende französische Arzt Jacob Spon, Aggrégé der Universität Lyon, und sein englischer Beglei-

ter Georges *Wheler* gewesen sein; die beiden unternahmen in den Jahren 1675 bis 1676 eine Reise nach Italien, Dalmatien, Griechenland und Kleinasien, die sie in den drei Bänden ihrer zuerst 1678 in Lyon erschienenen „*Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant*“ beschrieben haben. Es kostete die beiden einige Mühe, die Stätte des antiken Delphi überhaupt zu finden, denn in der Gegend selbst kannte niemand diesen Ortsnamen. In der früheren westlichen Reiseliteratur hatten sie die Behauptung gefunden, der damals *Sálona* genannte Ort sei das antike Delphi. *Sálona* hatte seinen mittelalterlichen Namen von der Frankenburg erhalten, die über den Ruinen einer antiken Akropolis errichtet worden war. Ein Inschriftenfund zeigte Spon, daß dieser Ort nicht am Platz des antiken Delphi, sondern an der Stätte des alten Amphissa stand. Hinweise aus der Bevölkerung führten ihn schließlich an die richtige Stelle, nach Kastri. Neben den unverkennbaren topographischen Einzelheiten halfen den beiden Reisenden wiederum die Inschriften weiter; aus ihnen ergab sich eindeutig, daß sie den Ort des antiken Apollonheiligtums gefunden hatten. Höchst amüsant liest es sich, wie Spon seine Begeisterung über diese Entdeckung schildert: „Die reine Luft der Landschaft, die Nähe des einstigen Wohnsitzes Apollons und der Musen, und die Vorstellung einer spontanen Inspiration regten meine Phantasie so an, daß ich zwei Liedchen in der griechischen Volkssprache, die ich damals erst halb beherrschte, zu verfassen begann.“ Die Reime, die Spon dann zitiert, sind mit eben so vielen Fehlern behaftet wie die Deutung der Topographie. Es mag genügen, eine dieser Fehldeutungen zu zitieren: „Auf dem Rückweg stiegen wir zur kastalischen Quelle hinauf, deren Wasser (nach antikem Glauben) den, der es trank, zum Dichter machen sollte. Sie kommt aus der Schlucht zwischen den beiden Kuppen des Parnaß hervor. Dabei fließt sie etwa hundert Schritt weit über den Felshang herab und bildet schöne Kaskaden. Im Hintergrund der Felskluft bemerkten wir etwa dreißig Fuß über unseren Köpfen eine Öffnung im Felsen, durch die wir Steine hineinwarfen. Es handelte sich um eine Grotte, in der sich Wasser befand. Wir nahmen an, daß es sich um die Nymphen-grotte handelte, die bei den Dichtern die Korykische Grotte heißt; jedenfalls fanden wir keine andere, die jener Platz gewesen sein könnte.“ Mit den „beiden Kuppen des Parnaß“ sind, wie sich auch an anderer Stelle des Berichtes zeigt, die Phaidriaden gemeint; die Korykische Grotte aber, die weit oberhalb des heiligen Bezirks in 1360 m Höhe liegt, hätten die beiden vielleicht sogar finden können, denn sie haben während ihres Aufenthalts in Kastri auch die beiden Phaidriaden bestiegen. Bemerkenswert

ist die Schilderung eines Besuchs in dem Klösterchen auf der Terrasse des ehemaligen Gymnasions, der den beiden Reisenden eine doppelte Bestätigung dafür brachte, daß sie sich tatsächlich an der Stätte des antiken Delphi befanden:

„In dem Kloster fanden wir drei oder vier Inschriften. Eine davon, die im Fußbodenpflaster der Klosterkirche eingelassen war, schien uns besonders wertvoll, selbst wenn sie nur drei Worte enthalten hätte. Sie wies nämlich den Namen Delphi auf: ΔΕΛΦΩΝ ΠΟΛΕΩΣ ΑΠΕΛΕΥΘΕΡΟΥ und bezog sich auf einen Freigelassenen der Gemeinde Delphi. In dem Kloster leben nur noch zwei oder drei Mönche, die den Kindern Unterricht im Lesen erteilen. Es erstaunte uns, daß einem dieser guten Mönche die Identität von Kastri mit dem antiken Delphi bekannt war, denn in der Regel sind diese Leute in geschichtlichen Dingen höchst unwissend. Er hatte diese Beobachtung anhand eines griechischen Buches gemacht, das er uns zeigte, und war sehr froh darüber, daß wir ihm seine eigene Vermutung mit dem Hinweis auf die von uns entzifferten Inschriften bestätigen konnten. Er gab uns einen Weißwein von klostereigenem Gelände zu kosten, der sehr gut war, ebenso gut wie der Wein in unserer Herberge. Die Kirche ist der heiligen Jungfrau geweiht und weist über der Eingangstür eine moderne Inschrift aus der Zeit ihrer Wiederherstellung auf; unter dem verwendeten Baumaterial befinden sich Marmorfragmente und Bruchstücke antiker Inschriften.“

Spons und Whelers Bericht mag auch zeigen, wie leicht damals noch antike Denkmäler, oder Bruchstücke davon, entfernt oder zerstört werden konnten. Am einfachsten ist es, wenn man die Berichterstatter selbst sprechen läßt:

„In einer Entfernung von dreihundert Schritt erblickten wir das Dorf Kastri vor uns und auf dem Wege dahin eine kleine Kirche namens Hagios Elias. Zu unserer Freude stießen wir auf ein Stück Marmor mit einer nur unvollständig erhaltenen Inschrift, die den Namen Delphis und eines seiner Archonten enthielt. Da es sich um einen unbefestigten Stein handelte, der leicht bei einem Bau hätte Verwendung finden können, beschlossen wir, ihn mitzunehmen, denn wir befürchteten, daß er sonst verschwinden könnte. Unser griechischer Begleiter behauptete, es sei ein Sakrileg, wenn wir ihn mitnähmen, auch wenn wir ihn außerhalb gefunden hätten, gehöre er trotzdem zu der Kirche. Wir setzten uns über seine Skrupel, die er mit den übrigen Griechen teilte, hinweg und schafften den Stein zu unserem Logis und später nach Athen; von dort ließ ihn mein Reisegefährte (Wheler) zusammen mit anderen Marmorstücken nach England schicken.“

Man sieht, daß dieses mehr oder minder zufällige Aufsuchen und Bergen antiker Fundstücke weit entfernt war von ernster wissenschaftlicher Forschung im heutigen Sinne. Diese setzte in Delphi erst im 19. Jahrhundert ein, nach dem griechischen Freiheitskrieg und der Gründung des neuen Königreiches der Hellenen unter König Otto I. von Wittelsbach. Alle Versuche, zu einer gründlichen und umfassenden Klärung der Topographie des antiken Delphi zu gelangen, waren jedoch zum Scheitern verurteilt, solange die Häuser des Dorfes Kastri die Ruinen der antiken Bauten überdeckten. Nur Teilaufgaben konnten vorerst in Angriff genommen werden. Der deutsche Philologe Heinrich Nikolaus *Ulrichs*, der mit dem jungen König nach Griechenland gekommen war und seit 1837 an der Universität Athen einen Lehrstuhl für lateinische Sprache innehatte, konnte als erster an Ort und Stelle topographische und epigraphische Studien unternehmen. Drei Jahre später, im Hochsommer des Jahres 1840, nahmen die delphischen Forschungen des zu seiner Zeit hochangesehenen Göttinger Gelehrten Karl Otfried *Müller* einen geradezu tragischen Verlauf. In der etwas altväterischen Sprache des einschlägigen Artikels der Allgemeinen Deutschen Biographie von 1885 liest sich das wie eine Ballade von der Erfüllung und dem Ende heroischer Forscherleidenschaft. Nach der Schilderung der Ankunft des deutschen Gelehrten in Athen am 6. April 1840 fährt der Berichterstatter fort:

„Müller sah alle seine Erwartungen weit übertroffen und war ganz in seinem Element, beutete jede Stunde aus, lebte still und in rastloser Arbeit. Nach fünf Wochen machte er mit Ernst Curtius eine vierzigtägige Reise durch den Peloponnes. Ein zweiter Aufenthalt in Athen (17.—30. Juni) brachte ihm Ehren vom König und der Königin. Bei schon beschwerlich fallender Hitze trat er darauf in derselben Begleitung die Reise nach Nordgriechenland an. Man ging über Marathon, Rhamnus, Oropos durch Böotien, über Elateia zu den Thermopylen und durch die Landschaft Doris nach Amphissa und Delphi. Hier gedachte M. acht Tage zu verweilen und ließ an der Tempelterrasse graben, wobei man über 60 Inschriftsteine entdeckte. Bei der Arbeit des Copirens in unbequemer Stellung und bei glühender Sonnenhitze versagten M. die Kräfte; er ruhte einen Tag, aber bei einem erneuerten Versuche bekam er Schwindel und mußte abstehen. Schon sehr geschwächt besuchte er auf der Rückreise in Lebadeia das Orakel des Zeus Trophonios; aber die Ermattung nahm zu, und er schleppte sich am 27. und 28. Juli mit Mühe zu Pferde nach Theben. Von da brachte man den Betäubten mit Hülfe des aus Athen herbeigeholten königlichen Leibarztes Dr. Röser wä-

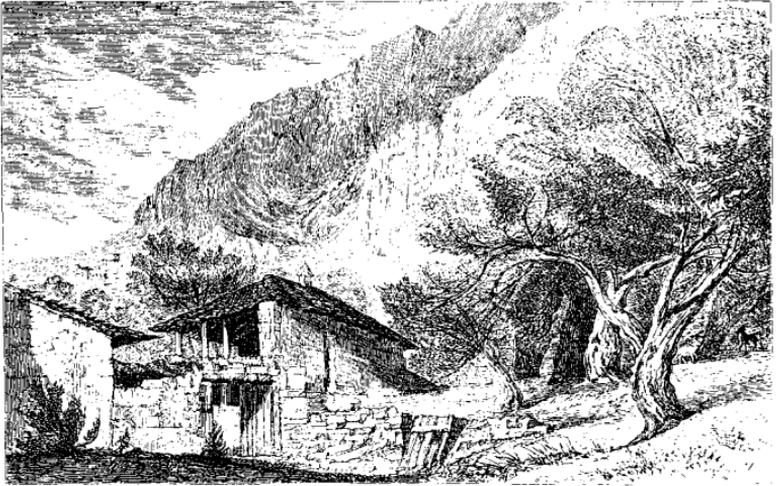
rend der Nachtkühle in einem königlichen Wagen nach der Hauptstadt zurück. Hier verhauchte er am 1. August 1840 Nachmittags 4 Uhr sein Leben.“

„Die Universität Athen bereitete dem Todten ein feierliches Begräbniß, an welchem König Otto, seine Minister und das diplomatische Corps teilnahmen und wobei der Professor Philíppos Joánnou eine Grabrede in griechischer Sprache hielt. Er wurde bestattet im lebendigen Fels des Kolonos, oberhalb der alten Akademie, nordwestlich vor der Stadt; über dem Sarkophage ließ die Universität eine weißmarmorne Stele altgriechischer Form setzen, welche auf dem grünen Hügel weithin leuchtet, sie trägt die Inschrift einer Elegie von Philíppos Joánnou in altgriechischer Sprache.“

An deutschen Gelehrten suchten späterhin (1860) Alexander Conze und Adolf *Michaelis* Delphi auf. Wertvolle Detailforschungen führte in den achtziger Jahren Hans *Pomtow*, auf deutscher Seite der beste Kenner der Materie, im Rahmen des damals Möglichen durch.

Inzwischen aber war in Athen die École Française d'Athènes, das erste ausländische archäologische Institut auf griechischem Boden, (1846) gegründet worden. Damit waren die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die wissenschaftliche Erforschung des delphischen Heiligtums künftighin, neben den Ausgrabungen auf Delos, zur bedeutendsten Domäne der französischen Archäologie werden konnte und bis in unsere Gegenwart hinein geblieben ist. Noch im Jahre 1860, kurz nachdem Conze und Michaelis sich in Delphi aufgehalten hatten, gelang es den französischen Forschern Paul *Foucart*, dem Direktor der École Française d'Athènes, und seinem Mitarbeiter Carl *Wescher*, nach vorbereitenden topographischen und epigraphischen Arbeiten allgemeinerer Natur, den östlichen Teil der Tempelterrasse freizulegen und den Nachweis zu führen, daß sich der Tempelzugang auf dieser Seite befunden hatte. Eine erste Grabung größeren Stils unternahm im Jahre 1880 Bernard *Haussoullier*, dem wir später als dem Ausgräber der Ostfassade des Apollontempels von Didyma begegnen werden; er deckte einen Teil der heiligen Straße auf und legte die zierliche ionische Halle der Athener vor der großartigen polygonalen Mauer unterhalb der Tempelterrasse einerseits und über dem Festplatz (Hálos) andererseits frei.

Mit Théophile *Homolle*, dem Nachfolger Paul Foucart's in der Leitung der École Française d'Athènes, wurde 1881 jener Mann in die Verantwortung für die französischen Ausgrabungen in Griechenland berufen, dessen unermüdlicher Tatkraft es gelingen



Delphi. (Aus: A Tour in Greece von Richard Ridley Ferrer. London 1882.)

sollte, das Haupthindernis für die vollständige wissenschaftliche Erforschung des antiken Delphi aus dem Weg zu räumen. Seiner Initiative vor allem war es zu danken, daß das französische Parlament die Mittel bewilligte, die es den Ausgräbern ermöglichte, mit den Einwohnern des Dorfes Kastri in Verhandlungen über den Kauf sämtlicher Häuser mit einem Teil des Geländes und über die Neuerrichtung des Dorfes an der ca. zwei Kilometer weiter westlich, am Platz des heutigen Ortes Delphi, gelegenen Stelle einzutreten. Sie nahmen das Frühjahr und den ganzen Sommer 1892 in Anspruch; welche Probleme und Auseinandersetzungen sie mit sich brachten, braucht wohl nicht erst ausgemalt zu werden, denn man kann sich vorstellen, daß die Bewohner sich gegen den Abriß ihrer alten Wohnstätten wehrten. Théophile Homolles Zähigkeit wurde mit diesen Schwierigkeiten fertig: am 10. Oktober 1892 konnte das Signal zum Beginn der großen Grabung gegeben werden. Ihr erster Abschnitt sollte bis zum Beginn des ersten Weltkrieges dauern.

Mit dem folgenden Jahr (1893) setzte eine faszinierende Folge großer Funde und Entdeckungen ein. Bereits Anfang April fand man das Schatzhaus der Athener, das ein Jahrzehnt später (1903 bis 1906) mit finanzieller Unterstützung der griechischen Hauptstadt von dem Architekten Joseph Replat wiederaufgebaut wurde; mit seinen beiden, teilweise ergänzten, dorischen Säulen zwischen den Anten und den Abgüssen der vierundzwanzig erhalten gebliebenen Metopen — die Originale befinden sich im Museum — begrüßt es heute als weithin sichtbares Wahrzeichen



Delphi. Die 1903—1906 von Joseph Replat wiederaufgerichtete Halle der Athener.

oberhalb der ersten Kehre der heiligen Straße den zum Apollontempel pilgernden Besucher.

In unmittelbarer Nähe des Schatzhauses der Athener kam am 30. Mai 1893 die erste der beiden früharchaischen, weit überlebensgroßen (Höhe ohne Basis 2,16 bzw. 2,18 m) Jünglingsfiguren zutage, die durch die Basisinschrift als das argivische Brüderpaar Kleobis und Biton gekennzeichnet sind; die beiden Kouroi ziehen jetzt im Museum den eintretenden Besucher, wenn er die Treppe, die zu den Sälen führt, erstiegen hat, sogleich in den Bann ihrer weit geöffneten Augen. Bei dem Fund handelte es sich um die rechte Figur der Gruppe, den Kleobis; die linke, der Biton wurde erst im folgenden Jahr, deren Basis sogar erst im Jahre 1907 an einer vom Fundort der Statuen weit entfernten Stelle in der Mauer einer römischen Thermenanlage gefunden. Der in der Inschrift verstümmelte Name des Künstlers ist zu Agamedes oder Polymedes zu ergänzen. Ein kritisches Problem gibt der Wissenschaft die auch dem Laien beim erstmaligen Betrachten auffallende künstlerische Ungleichheit der beiden Figuren auf; die Behandlung dieser Frage würde allerdings zu weit von dem hier gestellten Thema abführen.

Einen weiteren bedeutenden oder doch bemerkenswerten Skulpturenfund brachte der 13. Juli 1893 mit der Statue des Antinoos, des bithynischen Jünglings, dessen Schönheit den Kaiser Hadrian anzog. Das Bildwerk, im 2. Jahrhundert n. Chr. aus parischem Marmor geschaffen, ist künstlerisch an Vorbildern der klassischen griechischen Plastik orientiert; geschichtlich stellt es ein Zeugnis der göttlichen Ehren dar, die Antinoos nach dem Willen des Kaisers nach seinem frühen Tod im ganzen Reich zuteil geworden sind. Gefunden wurde die Statue in einem der beiden Säle eines Gebäudes, dessen Reste hinter dem Vorplatz des Opisthodomos an der Temenoswestmauer aufgedeckt wurden.

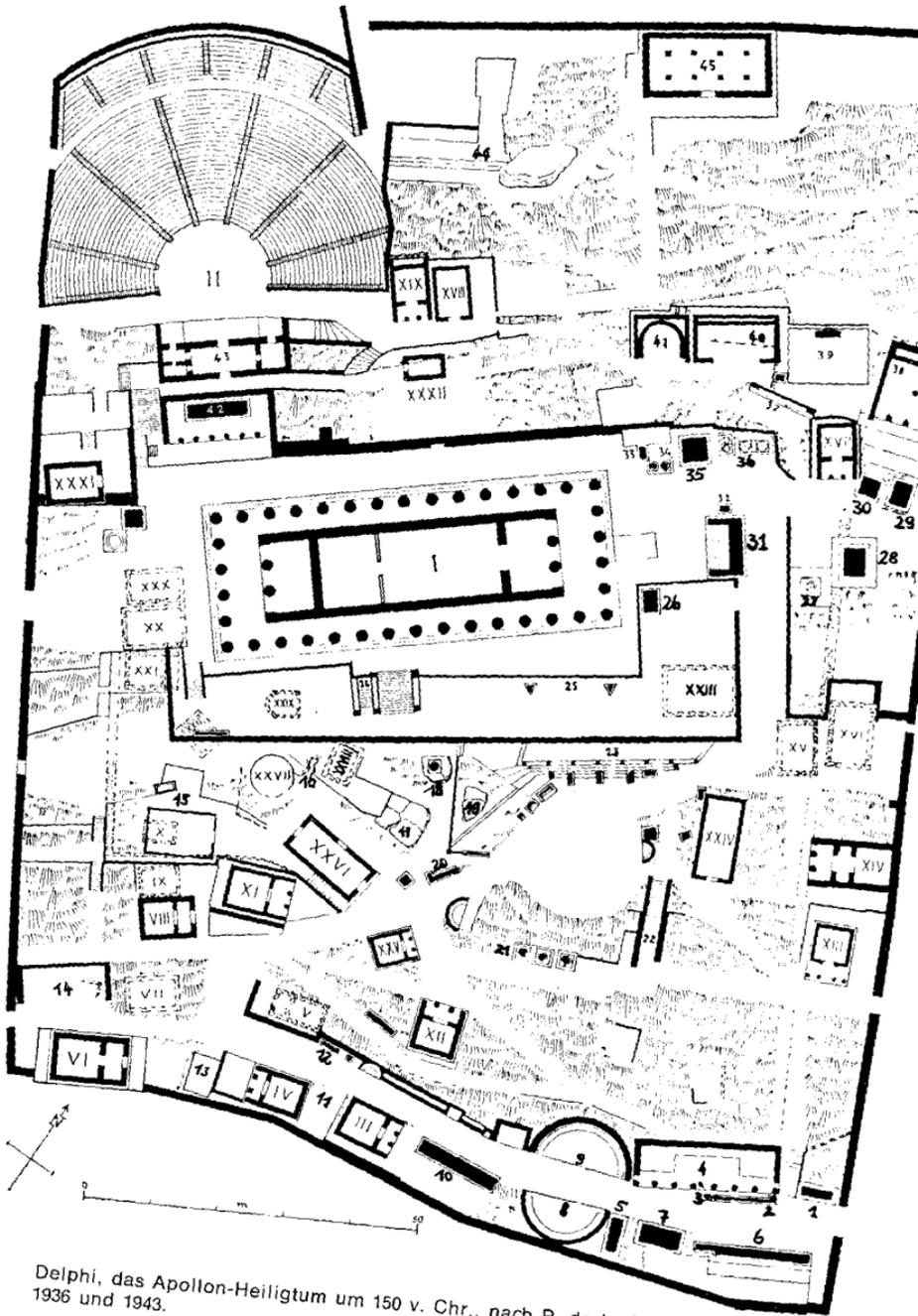
Am Ende dieser ersten großen Grabungskampagne war das Mittelstück der heiligen Straße, von der ersten Kehre mit dem Schatzhaus der Athener bis hinauf zum Apollontempel freigelegt. Bis zum Ende der Kampagne von 1896 wurde dann der Südteil des heiligen Bezirks und der Bereich oberhalb des Tempels freigelegt, einschließlich des Stadions. Zu den wichtigsten Funden dieser Zeit ist das Schatzhaus der Insel Siphnos im unteren Teil der heiligen Straße, unmittelbar südlich ihrer Wendung nach Nordosten, zu zählen. Der Fries dieses tempelartigen kleinen Bauwerks mit der herrlichen Götterversammlung und Kampfszenen des trojanischen Krieges auf der Ostseite, den packenden Bildern der großartigen Gigantomachie auf der Nordseite stellt eines der bedeutendsten, reifsten Denkmäler archaischer

Reliefplastik dar; er gibt heute einem großen Saal des Museums sein Gepräge.

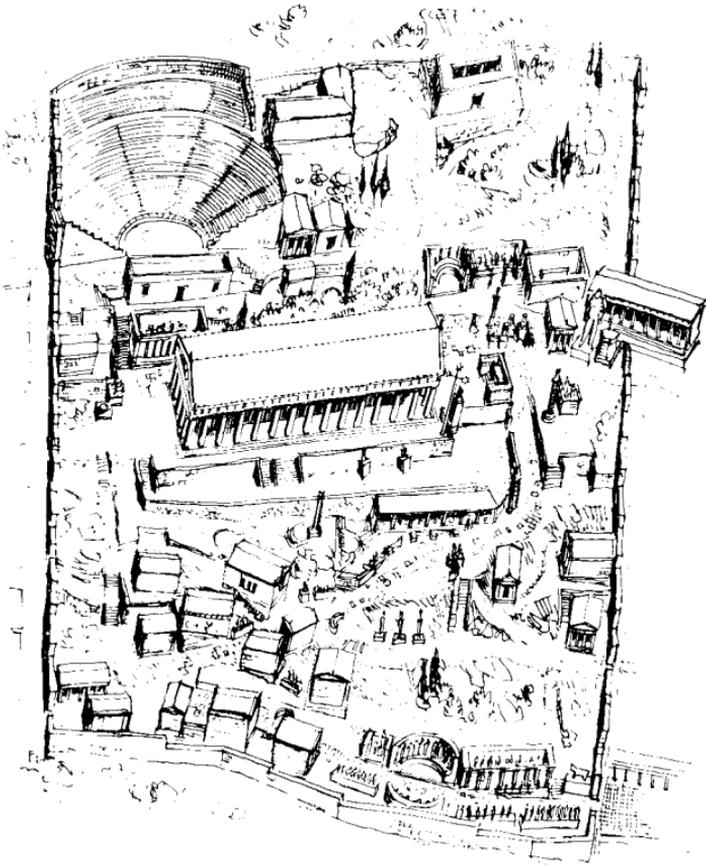
Zur Sensation, nicht nur für die Fachwelt, wurde im Frühjahr 1896 die Auffindung einer zerbrochenen Bronzefigur: des inzwischen aller Welt bekannten und leider auch als Klischee für sehr profane Werbezwecke mißbrauchten Wagenlenkers; die Figur gehörte zu einem bis auf wenige Bruchstücke verlorenen Viergespann, das um 470 v. Chr. der Tyrann Polykalos von Gela auf Sizilien als Weihegeschenk in das Heiligtum des delphischen Apollo gestiftet hatte. Als Meisterwerk des frühen klassischen Bronzegusses hat der Wagenlenker kaum seinesgleichen. Théophile Homolle und seine Mitarbeiter haben das Außerordentliche dieses Fundes sogleich erkannt; die Auffindung dieses Werkes bezeichnet einen der bewegenden Höhepunkte, an denen die Geschichte der archäologischen Forschung alles andere als arm ist. Dieses Gefühl klingt noch in der späten Schilderung der Fundumstände nach, die François *Chamoux* an den Anfang seiner eindrucksvollen, in der vielbändigen Reihe der „Fouilles de Delphes“ 1955 erschienenen Monographie „L’Aurige“ („Der Wagenlenker“) gestellt hat:

„Dieser Dienstag, der 28. April 1986, sollte zu einem Glücksdatum in den Annalen der großen Ausgrabung von Delphi werden. Eine Arbeitsgruppe, die an diesem Tag in den Mauerresten des Hauses Kounoupis arbeitete, hatte eben die Tonröhren einer ohne Sorgfalt verlegten Wasserleitung entfernt, als plötzlich der untere, 1,28 m hohe Teil einer Bronzestatue zum Vorschein kam. Das Gewand, mit dem die Figur bekleidet war, wies ‚ganz regelmäßige, den Kanneluren einer ionischen Säule gleichende‘ Falten auf. Gleich daneben fand man eines der Hinterbeine eines Bronzepferdes von natürlicher Größe. Gleichzeitig kam ein Inschriftenblock mit einer metrisch abgefaßten Weiheinschrift zutage . . . Zwei weitere Bruchstücke vervollständigten den Fund: ‚ein Stock mit Zügeln darum herum‘, und das gebogene Ende eines Joches, ebenfalls mit ‚Zügeln‘ darum herum.

Am 1. Mai, einem Freitagabend, brachte die weitere Untersuchung des Hauses Kounoupis den oberen Teil der Statue ans Licht, deren Unterteil am Dienstag der Woche an derselben Stelle entdeckt worden war.“ In einer Fußnote zu dieser Schilderung gibt Chamoux die genaue Angabe der Fundstelle. „Das Haus des ‚bakal‘ (Krämers) Kounoupis nahm eine vom sogenannten Ishegaon gestützte Terrasse gleich östlich neben der Nische des Krateros ein.“ Wer den Plan des heiligen Bezirks in Händen hat, wird anhand dieser Angabe die Fundstelle leicht entdecken können.



Delphi, das Apollon-Heiligtum um 150 v. Chr., nach P. de la Coste-Messelière, 1936 und 1943.



Delphi. Apollonheiligtum. Rekonstruktionszeichnung.

Der Saal des Wagenlenkers ist heute der frequentierteste Raum des Museums, für manche Besucher *das* Ziel ihres Museumsbesuches. Wer den Saal einmal leer gefunden hat und dem Bildwerk allein gegenüberstehen durfte, kann diese glückliche Fügung nicht hoch genug veranschlagen; erst völlige Stille macht die bewegende Sprache dieser einmaligen Gestalt vernehmbar.

Bis zum Ende des ersten Jahrzehnts der großen französischen Grabung ist dann auch das Gymnasion unterhalb der kastalischen Quelle und der Fahrstraße, sind die Bauten des Heiligtums der Athena Pronaia freigelegt, ist das erste Museum als Heimstätte für die Skulpturenfunde erbaut und eingeweiht. Der Ertrag an Einzelfunden, unter denen die Inschriften einen hervorragenden Rang einnehmen, ist während dieses Jahrzehntes zwischen 1892 und 1902 so überwältigend, ja erdrückend reich, daß Émile

Bourguet, einer der führenden Männer des Grabungsstabes, mitunter an einem einzigen Tag bis zu hundert Inschriften zu kopieren hatte.

Auch die nächsten Jahre brachten noch bedeutende Funde. Unter den Skulpturenfunden ist vor allem die im Jahre 1904 gefundene Gruppe der sogenannten Thyiaden zu erwähnen: drei anmutige Mädchenfiguren scheinen in gleichsam verhaltener Tanzbewegung auf den starken, fleischigen, aus einem mächtigen Säulenschaft hervortreibenden Akanthusblättern eher zu schweben als zu schreiten. Zauberhaft im einfallenden Licht das zarte Lächeln, das auf den stillen Gesichtern dieser Koren liegt. Das Werk, aus dem Marmor des Pentelikon gearbeitet, gehört dem letzten Drittel des spätklassischen 4. Jahrhunderts v. Chr. an; es ist ein Weihgeschenk der Athener und hatte ursprünglich eine Höhe von ca. 13 m, allein die Koren sind 2,08 m hoch. Der jetzige fragmentarische Zustand des Ganzen gibt auch von der ehemaligen Wirkung der Gruppe ein verzogenes Bild; man muß die Koren in der Vorstellung um ca. 9 m höher hinaufheben, um den ursprünglichen Eindruck des eleganten, ruhigen Schwebens voll zu realisieren.

Es versteht sich, daß ein lückenloser Bericht über die weiteren Etappen einer so weitreichenden Ausgrabung nicht möglich ist. Dasselbe gilt für die Namen der zahlreichen Mitarbeiter der Ausgrabung und der „Fouilles de Delphes“, jener Riesenpublikation, vor der auch der gelehrteste Fleiß Neigung verspürt, die Waffen zu strecken. Für die vielen Namen können deshalb nur wenige stehen: der Marquis de la *Coste Messelière*, dem wir einen schönen, mit ausgezeichneten Photographien von Georges de *Miré*, mitten im Zweiten Weltkrieg (1943) erschienenen Bildband („Delphes“) verdanken, Charles *Picard*, François *Courby*, Robert *Demangel*, der von 1936 bis 1950 Leiter der *École Française d'Athènes* war, sein Nachfolger in diesem Amt Georges *Daux*, Pierre *Amandry*, François *Chamoux*, dessen Monographie über den Wagenlenker bereits erwähnt wurde, und schließlich Georges *Roux*, der mit seinem profunden Delphi-Buch in einer deutschen Übersetzung auch in der Bundesrepublik hohe Anerkennung und weite Verbreitung gefunden hat.

Trotz der zwangsläufig summarischen Darstellung, die hier geboten ist, kann auf einige Bemerkungen über wichtige Arbeitsergebnisse der Jahre zwischen den beiden Weltkriegen und der seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs verstrichenen drei Jahrzehnte nicht verzichtet werden. Zu ihnen sind auch einige Restaurierungsarbeiten zu zählen, die in das Bild des heiligen Bezirks und des Heiligtums der Athena Pronaia Akzente gesetzt haben,



Themis verkündet den Orakelspruch an Aigeus. Schale des Kodros-Malers, Innenbild. Um 440 v. Chr., Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz.

die niemand mehr vermissen möchte, zumal die französischen Gelehrten dabei mit äußerstem Takt und spürbarer Behutsamkeit vorgegangen sind. Das Schatzhaus der Athener war, wie bereits erwähnt, schon im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wieder aufgebaut worden. Die nächste Restaurierungsmaßnahme galt dem großen Altar auf der Ostseite des Apollontempels. In der Erinnerung an die Stiftung dieses Altars durch ihre Vorfahren in der Zeit um 475 v. Chr. beschloß die Gemeinde Chios im April 1920 die Bereitstellung eines finanziellen Beitrags zur Restaurierung des Bauwerks. Auf der Grundlage vorbereitender, von François Courby bereits im Sommer 1919 durchgeführter Untersuchungen machte sich Joseph Replat, der Wiedererbauer des Schatzhauses der Athener, noch im Sommer 1920 an die Restaurierung des Altars; im Geist respektvoller Zurückhaltung beschränkte er sich auf eine, durch die erhaltenen Bauteile gerechtfertigte, Teilrestaurierung. Diese Arbeit war schon am 30. September 1920 im wesentlichen abgeschlossen.

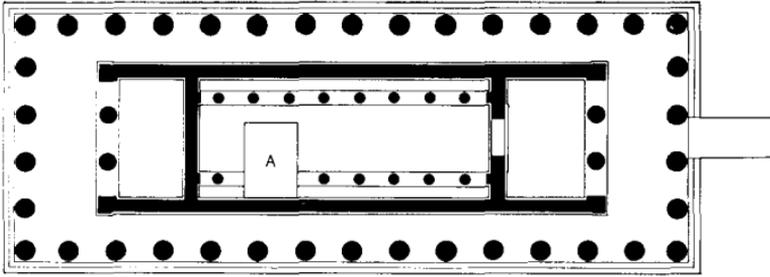
Die Grabungen der folgenden Jahre dienten der Klärung verschiedener Einzelprobleme im Bereich des Apollontempels, der Terrasse des Gymnasions und des Bezirks der Athena Pronaia und der Erforschung der Vor- und Frühgeschichte des Heiligtums. Gleichzeitig wurde intensiv an der Vorbereitung der Publikation

weiterer Bände der „Fouilles de Delphes“ gearbeitet; mit Rücksicht auf diese Veröffentlichungsvorhaben ließ man in der Fortführung der Ausgrabungen in den Jahren 1925 und 1926 eine Pause eintreten.

Auch jetzt kam es noch gelegentlich zu überraschenden Funden an plastischen Bildwerken. Bei Bauarbeiten zur Verbreiterung der von Delphi nach Arachowa führenden Straße kam im April 1927 unterhalb der Südostecke des Temenos ein schöner, sehr gut erhaltener Kopf zutage; bei dem Dargestellten handelt es sich vermutlich um einen spätantiken Philosophen, den namentlich zu bezeichnen leider nicht möglich ist. Die Höhe des Kopfes beträgt 46 cm, die Behandlung des Marmors zeugt von virtuosem Können des ausführenden Künstlers, der ein griechischer Bildhauer des 3. Jahrhunderts n. Chr. gewesen sein dürfte. Daß es sich um ein Porträt handelt, kann kaum bezweifelt werden, aber die schon geäußerte Vermutung, es könne sich um den großen neuplatonischen Denker Plotin handeln, läßt sich sicher nicht halten; dagegen spricht der Anflug sanfter Leere, der schon beim flüchtigen Betrachten auffällt, ohne daß man deswegen mit Frédéric Poulsen „im Ausdruck dieses Gesichts eine gewisse Eitelkeit, ja nahezu eine Art Geckenhaftigkeit“ erkennen müßte. So etwas wie ein „Hofphilosoph“, ein Mann, der sich auf dem glatten Parkett zu bewegen verstand, könnte dieser elegante Mensch gewesen sein.

Inmitten rastloser Forschungsarbeit hatten sich die Archäologen aber auch mit ebenso lästigen wie unvorhersehbaren Schwierigkeiten herumzuschlagen; teils war es menschlicher Unverstand, teils die unberechenbaren Gewalten der wilden Gebirgswelt, die sich ihnen in den Weg legten. Als Beispiel sei hier, in deutscher Übersetzung, ein Bericht aus dem Bulletin de Correspondance Hellénique des Jahres 1931 zitiert:

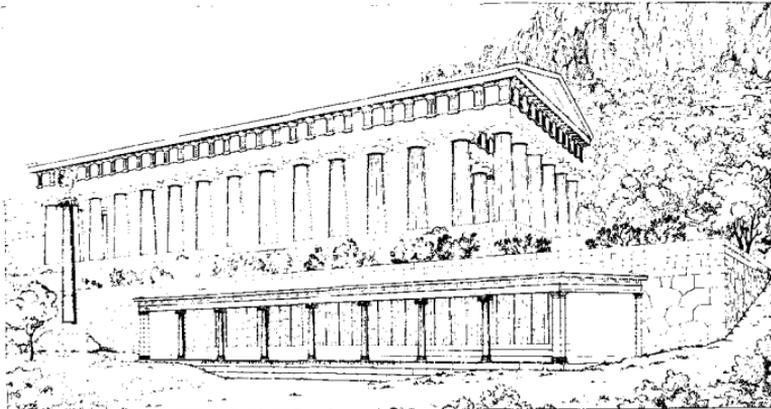
„Der Zustand der kastalischen Quelle hat zu Protesten in der griechischen Presse geführt. Die Stätte ist zu einer Mülldeponie der Bauern von Delphi geworden. Frau *Sikelianos*“ — (Es handelt sich wohl um die Frau des „Dichters von Delphi“, Angelos Sikelianos, der oben in der Nähe des Stadions sein Haus hatte) — „hat ihrerseits den Behörden vorgeworfen, sie hätten mitten in der kastalischen Schlucht ein Wasserreservoir aus grauem Beton errichten lassen. In einem offenen Brief, den sie im ‚Eleftheron Vima‘ veröffentlichen ließ, hat sie des weiteren darauf hingewiesen, daß der Ingenieur des Distrikts unter dem Vorwand der notwendigen Verbreiterung der Straße nach Arachowa mit Dynamit ein Stück aus den Phaidriaden heraussprengen ließ. Frau Sikelianos habe zuvor von dieser Absicht gehört und den



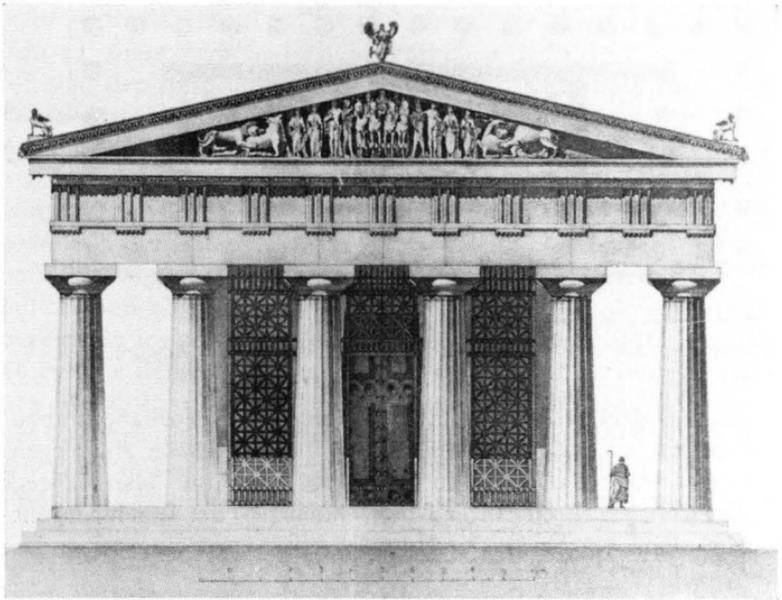
Delphi. Grundriß des Apollontempels VI, 4. Jh. v. Chr. (A = Adyton).

Ingenieur gebeten, von der Ausführung seines Vorhabens abzu-
sehen, bis sie die Zentralbehörde in Athen von dieser Angelegen-
heit unterrichtet habe. Frau Sikelianos reiste zu diesem Zweck
nach Athen. Während ihrer Abwesenheit ließ der Ingenieur, ent-
gegen dem gegebenen Versprechen, die Sprengung trotzdem
durchführen.“

Verhängnisvoller als dieser vereinzelte Fall von Gedankenlosig-
keit oder Gleichgültigkeit, der glücklicherweise keine schlimmeren
Folgen hatte, wirkten sich Naturkatastrophen aus. Schon im
Jahre 1905 hatte ein Felssturz die gerade ausgegrabene Ruine des
spätarchaischen Tempels der Athena Pronaia verwüstet, indem
er von den damals noch stehenden fünfzehn Säulen der Ring-
halle zwölf zerstörte und die Fundamente verschob; wer die
„Marmaria“, wie der Bezirk der Athena Pronaia bei den Ein-
heimischen heißt, besucht hat, erinnert sich der riesigen Felsstücke,



Delphi, die Halle der Athener und der Apollontempel. Rekonstruktion von
P. Amandry.



Delphi, die Front des Apollontempels. Rekonstruktion von F. Courby.

die mitten in der Ruine liegen. Gegen Ende des Jahres 1935 verursachte ein ähnliches Naturereignis Verwüstungen, deren Bereinigung die Ausgräber monatelang beschäftigte und bedeutende Kosten nach sich zog. Ein Bericht, der unmittelbar nach der Katastrophe niedergeschrieben wurde, schildert diesen Vorgang sehr anschaulich:

„Am 9. und 10. Dezember 1935 hat nach sintflutartigen Regenfällen ein Sturzbach, der von der Rodini“ (der nördlichen der beiden Phaidriaden) „herunterkam, den Ostteil des Apollonheiligtums verheert. Eine riesige Masse Felsgestein und Erde durchbrach die zum Schutz der Nordostecke des Temenos errichtete Abdämmung und ergoß sich südwärts über den Hang; sie verwüstete das Gebiet der mykenischen Grabung aus den letzten Jahren, riß Teile aus den Fundamenten des Heroons des Neoptolemos und begrub den Tempelvorplatz und das oberste Stück der heiligen Straße unter einer bis zu 3 m hohen Schuttmasse. Das östliche Ende der Polygonalmauer wurde weggerissen, der Sturzbach brach zwei Lücken in die Temenosmauer, unterbrach den Zugangsweg zum Heiligtum und die moderne Straße, um sich schließlich in die Pleistosschlucht zu ergießen.“ Die Aufräumarbeiten und Instandsetzungsarbeiten dauerten bis Mitte Juni 1936 an und verhinderten die Fortführung schon begonnener Forschungsarbeiten.

Um diese Zeit, unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, konnte der erweiterte Museumsbau seiner Bestimmung übergeben und die Neuaufstellung der Funde durch Pierre de la Coste *Messelière* durchgeführt werden; der berühmte Wagenlenker erhielt nun seinen eigenen Saal. Zugleich wurde eine weitere Anastylose (Wiederaufrichtung von Säulen) vorgenommen, für die heute alle leidenschaftlichen Photographen unter den Delphi-Pilgern dankbar sind. Ein Sonderkredit der französischen Regierung gab Robert *Demangel* die Möglichkeit, drei Säulen der Ringhalle der Tholos im Bezirk der Athena Pronaia und ein Stück der Cellamauer wiederaufzurichten. Für die Wiederaufstellung der drei Säulen mit ihrem Gebälk wählte Demangel eine Stelle im Südostteil des Rundbaus. Er selbst sagt dazu in seinem ausführlichen Bericht:



Delphi, der Wagenlenker (Museum von Delphi).



Delphi, die Tholos im Bezirk der Athena Pronaia. Rekonstruktion von H. Pomtow.

„Der von uns gewählte Platz, im Südostteil des Bauwerks, schien uns vorzüglich geeignet, sowohl für die Erscheinung des Baues in der Landschaft der Marmaria als auch im Gesamtrahmen des Tales von Delphi.“

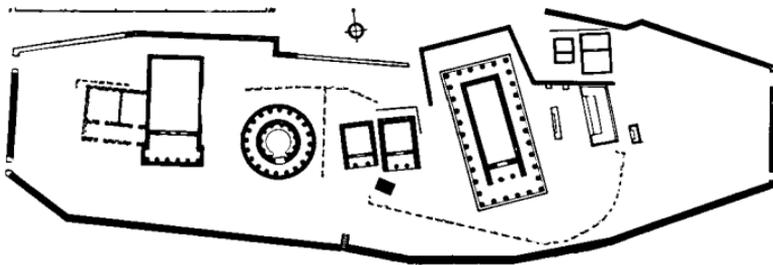
Dem ist nichts hinzuzufügen. Jeder, der einmal von der Straße den steilen Hang hinunter zur Terrasse der Athena Pronaia hinabgestiegen ist, wird dieses Urteil uneingeschränkt bestätigen. Im reich gestalteten Bild des wiederentdeckten Delphi würde ohne diese Anastylose ein unentbehrlicher Zug fehlen.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war noch nicht das Signal zum Abbruch der im Jahr zuvor begonnenen Restaurierungsarbeiten. Nach einer zeitweiligen Unterbrechung des Programms im September 1939 wurde noch in den beiden folgenden Kriegsjahren mit Geldern, die von der französischen Regierung bereitgestellt worden waren, am Apollontempel die geplante Wiederherstellung der Fundamente, der Krepis (Unterbau) und des Stylobatpflasters durchgeführt. Gleichzeitig wurde das äußere Erscheinungsbild des Tempels durch die Wiederaufrichtung einer vollständigen Säule mit Kapitell und der teilweisen Aufstellung von fünf weiteren Säulen entscheidend verändert. Die vollständig wiederaufgestellte Säule ist die zweite Säule der Ostfassade, von der Südostecke aus gezählt; teilweise wiederaufgerichtet wurde die Säule an der Südostecke, die zweite und dritte Säule der Südseite und die dritte und vierte Säule der Ostfassade. Für

diese Anastylose mußten sieben Säulentrommeln neu gefertigt, die erhaltenen teilweise repariert werden. Um die Einheitlichkeit des optischen Eindrucks nicht zu stören, wurden die neuen Teile nachträglich patiniert. Bei diesen Wiederherstellungsarbeiten ergaben sich wichtige Einzelerkenntnisse für die beim Tempelbau befolgten Konstruktionsprinzipien: die Beobachtung einer sehr deutlichen Horizontalkurvatur, die Neigung der Säulen nach innen und eine entsprechende Neigung aller Steine des Bauwerks, die Entasis der Säulen.

Bewegter gestaltete sich das Schicksal der in den Sälen des Museums ausgestellten Kunstwerke. Als das faschistische Italien am 28. Oktober 1940 seinen leichtfertigen, unmotivierten Krieg gegen das kleine Griechenland begann, sah man Gefahren für Westgriechenland heraufziehen und dachte an die unverzügliche Sicherstellung der Antikensfunde des Museums. Die Kleinfunde wurden, in vierzehn Kisten verpackt, in Gräbern der Umgebung eingemauert, die größeren Statuen in der Nähe des Museums vier Meter tief in der Erde vergraben. Der Wagenlenker kam nach einer kurzfristigen Bergung in einem unterirdischen Versteck in das Nationalmuseum nach Athen. Nur die allerschwersten Stücke, die Sphinx der Naxier, die Thyiaden und die Giebelkulpturen des Alkmäonidentempels, mußten in den leeren Sälen zurückbleiben.

Die Ruinen selbst erlitten während des Krieges keine wesentlichen Schäden. Unverhältnismäßig lang dauerte nach Kriegsende die Wiederaufstellung der reichen Kunstschatze des Museums. Erst im Jahre 1952 konnte die griechische Museumsleitung zusammen mit Pierre de la Coste Messelière an die Wiederaufstellung der 1940 vergrabenen Marmorbildwerke gehen. In den Berichten der französischen Archäologen aus dieser Zeit klingt manchmal ein Unterton der Ungeduld über den langsamen Fortgang dieser Arbeit durch. Die Gruppe Kleobis/Biton erhielt erst 1956 wieder



Delphi, Übersichtsplan des Bezirkes der Athena Pronaia, nach P. de la Coste-Messelière.

ihren Platz im Museum. Siebzehn Jahre nach Kriegsende, im Jahre 1962, war das Museum wieder vollständig eingerichtet. Während dieser ganzen Zeit gingen sorgfältig abgegrenzte, die Ergebnisse der großen Grabung ergänzende, teilweise auch berichtigende Forschungsarbeiten weiter. Schon 1950 wurden in der Orchestra und in der Cavea des Theaters weitere Freilegungsarbeiten durchgeführt und die Frage der Zugänge zum Theater geklärt. Die Teilrestaurierung des Tempels wurde durch die Wiederherstellung der Zugangsrampe ergänzt, die Rampe selbst genau vermessen. In den Jahren 1950 bis 1957 leitete Lucien *Lérat* eine umfangreiche Grabung im Nordosten des heiligen Bezirks in der Richtung gegen die kastalische Quelle hin; sie diente der weiteren Erforschung der bereits 1934 entdeckten ältesten Wohnsiedlung von Delphi. Bei Wiederherstellungsarbeiten am Altar von Chios (1959) ersetzte man die im Jahre 1920 in Zement ergänzten Teile durch neu gefertigte Ersatzstücke aus Stein. Pierre *Amandry* klärte durch eine engbegrenzte Grabung der Jahres 1965 die Anlage der Kerna-Quelle, die „für das gesamte Apollonheiligtum dasselbe bedeutete wie die kastalische Quelle für den Bereich des Gymnasions und des Athena-Heiligtums.“ Hoch oben über dem heiligen Bezirk wurde in den Jahren 1970 und 1971 in und vor der korykischen Grotte gegraben, die Jacob Spon und Georges Wheler noch in der kastalischen Schlucht gesucht hatten; zahlreiche Einzelfunde bestätigten die kultische Bedeutung dieser Stätte in der Blütezeit des delphischen Orakels, eine bei dieser Grabung (1970) gefundene Inschrift nennt Apollon Musagetes zusammen mit Pan und den Nymphen der korykischen Grotte. In diese Jahre fallen auch wichtige Arbeiten im unteren Teil der heiligen Straße und im Bereich des bereits 1896 ausgegrabenen Stadions; hier sollte ein Plan des Bauwerks und seiner Propyläen erstellt und die verschiedenen Bautappen sachlich und zeitlich fixiert werden.

Wer in den beiden vergangenen Jahren den heiligen Bezirk durchwandert hat, wird bemerkt haben, daß die Grabungen weitergeführt werden, wenn sie jetzt natürlich im wesentlichen auch nur noch der Aufhellung von Einzelproblemen gelten können. Neben den französischen Forschern sind seit den fünfziger Jahren auch griechische Archäologen an den Ausgrabungen beteiligt. Von den französischen Gelehrten wird die Publikation der „Fouilles de Delphes“ fortgesetzt. Der bloße Blick auf die darin bereits gespeicherte Riesensumme von Erkenntnissen lehrt Verständnis für die Tatsache, daß der hier gegebene Überblick nur fragmentarischer Natur sein kann. Vollständigkeit muß der Weisheit des Gottes überlassen bleiben.

DIDYMA

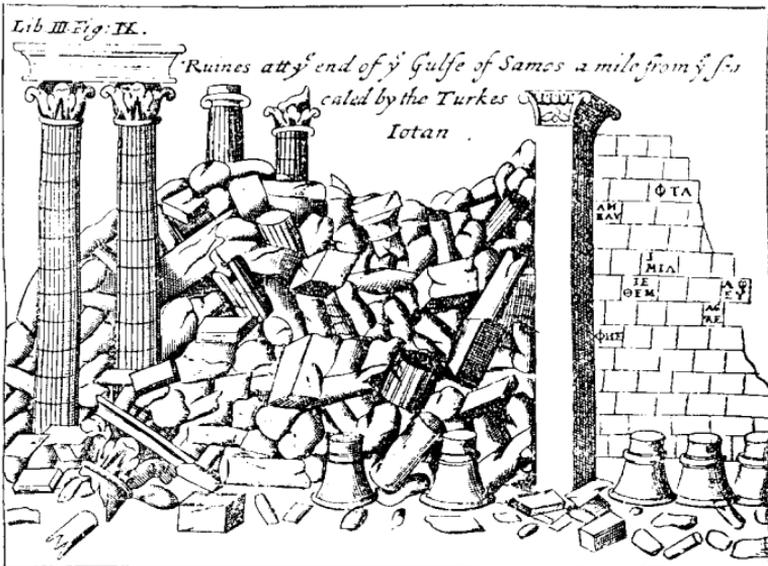
Das Schicksal frühen Zerfalls und rascher Zerstörung traf den, freilich unvollendet gebliebenen, Riesenbau des Apollontempels von Didyma nicht in gleichem Maß wie die Bauten in Dodona und Delphi. Mehr als ein Jahrtausend verging nach der Schließung des Orakels (391), ehe eine Naturkatastrophe die ungeheure Ruine zum Einsturz brachte. Zu ihrer langen Erhaltung trugen verschiedene Umstände bei: 1. einmal die Kolossalität dieses hellenistischen Bauwerks mit seinen wuchtigen, bis zu siebenzig Tonnen schweren, mit unvorstellbarer Genauigkeit gefügten Marmorblöcken, 2. der Bau einer bemerkenswerten frühchristlichen Basilika in dem weiten Adytonhof schon wenige Jahrzehnte nach dem endgültigen Verstummen des Orakelgottes, 3. die bereits während des Goteneinfalls im Jahre 262 n. Chr. durch Vermauerung der Frontsäulen begonnene, spätestens unter Justinian (527—565) vollzogene Umwandlung des Tempels in ein Kastell, das noch im 10. Jahrhundert nach einem gewaltigen Brand erneuert wurde und sich bis weit ins byzantinische Mittelalter hinein — es ist im Jahre 1296 noch nachweisbar — erhalten hat, und 4. nicht zuletzt auch die Tatsache, daß das Didymaion bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts von profaner Überbauung verschont geblieben ist.

Der erste europäische Reisende, der Didyma mit den Intentionen des Forschers und Humanisten aufsuchte, fand deshalb ein immer noch imponierendes Bauwerk vor. Ciriaco di Filippo Pizzicolti, nach seinem Geburtsort auch einfach *Cyriacus von Ancona* genannt, war ein Außenseiter der Wissenschaft, ein weitgereister, in Handelsgeschäften zu Vermögen gekommener, von leidenschaftlichem Interesse an der Antike bewegter Kaufmann und Autodidakt. In einem seiner erhalten gebliebenen Briefe schildert er Einzelheiten der Reise, die ihn am 30. Januar 1446 von Samos aus an die milesische Küste und drei Tage später nach Didyma führte. Seine Ungeduld, diese Stätte aufzusuchen, war so groß, daß er darauf verzichtete, die Ankunft der von Palatia — aus dieser byzantinischen Bezeichnung entstand dann der Name des türkischen Dorfes Balat bei den Ruinen des alten Milet — herbeorderten Pferde abzuwarten, und sich zu Fuß auf den Weg machte. Der gute Erhaltungszustand der Tempelruine erregte sein Erstaunen. Voll Bewunderung spricht er von der gewaltigen Höhe des Marmorbaus und von seinen riesenhaften, nahezu zwanzig Meter hohen Marmorsäulen. Dieser Brief enthält auch eine Nachricht, die für die Kenntnis der Geschichte des Ortes

wichtig ist; wie in Dodona und Delphi war auch hier der antike Name Didyma (olim a priscis Didymus dictus) verlorengegangen, das Didymaion hieß nun bei den Griechen der Umgegend Hieronda (nunc autem Ἱέρωντα scilicet Antiqua Palatia vocant). Mit seiner Deutung des Namens als Alt-Palatia hat Cyriacus den richtigen Weg eingeschlagen. Spätere haben geglaubt, den Ortsnamen von Hierón (Heiligtum) herleiten zu sollen. Diese Ableitung ist nicht zu halten, da der Wortakzent Hieronda eindeutig auf das griechische Wort γέρων (der Alte, der Greis) hinweist. Die Antwort auf die Frage nach der Entstehung des Namens sollte man offen lassen.

Cyriacus befaßte sich in erster Linie mit dem Sammeln antiker Inschriften, die er allenthalben auf seinen zahlreichen Reisen aufsuchte und aufzeichnete. Man sieht in ihm deshalb den Begründer der epigraphischen Forschung. In Didyma stieß er auf einen wahren Glücksfund: er entdeckte eine der umfangreichsten und historisch bedeutungsvollsten didymäischen Inschriften. Sie enthält ein Verzeichnis der zahlreichen wertvollen Geschenke, die König Seleukos I. Nikator und sein Sohn Antiochos im Jahre 288 oder 287 v. Chr. dem Apollon von Didyma als Weihgaben schickten. Dieser Inschriftenstein, der anscheinend nie verschüttet war, hat die folgenden Jahrhunderte überdauert; die deutschen Ausgräber fanden ihn im Jahr 1906 wieder auf. Die Abschrift dieser Urkunde, die Cyriacus aufzeichnete, ist erhalten geblieben; sein übriges epigraphisches Material ging 1514 bei einem Brand, der in Pesaro die Bibliothek der Sforza zerstörte, verloren. Noch viel bedauerlicher ist der Verlust einer unersetzbaren Skizze, die Cyriacus damals von der Tempelruine angefertigt hat, unersetzbar deshalb, weil siebenundvierzig Jahre später das große Erdbeben von 1493, das folgenschwerste, von dem Kleinasien je betroffen wurde, den Tempel zum Einsturz brachte. Fast wie ein Wunder erscheint es, daß die drei Säulen, die heute das Wahrzeichen von Didyma sind, nicht auch zusammenfielen.

Cyriacus von Ancona hatte keine unmittelbaren Nachfolger, die, wie er, Didyma in wissenschaftlichem Interesse aufgesucht hätten. Erst mit den beiden letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, mehr als zwei Jahrhunderte später, setzte eine dann nicht mehr ganz abreißende Kette von Forschungsreisen zum Didymaion ein. Das erste dieser Unternehmen ist freilich als das Werk mehr oder minder dilettierender Altertumsfreunde zu bezeichnen: Im Sommer 1673 organisierte der in Smyrna lebende Engländer Dr. *Pickering* mit einigen in derselben Stadt ansässigen englischen Kaufleuten eine Reise zu den sieben apokalyptischen Kirchen und einigen anderen berühmten Plätzen, darunter auch nach



Didyma, Ruine des Apollontempels. Skizze des Engländers Dr. Pickering aus dem Jahre 1673.

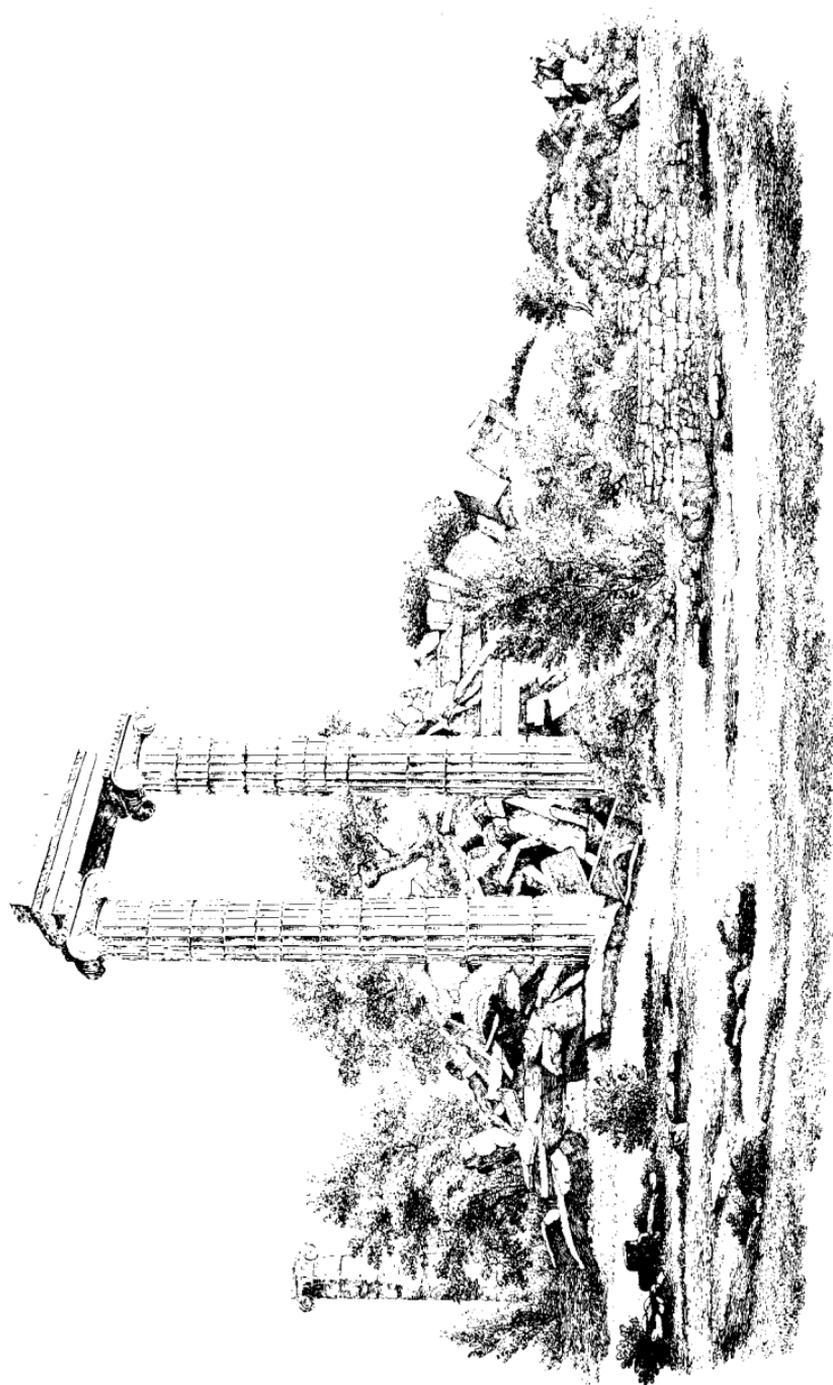
Milet und seinem Orakelheiligtum Didyma. Die Gruppe brach am 3. Juli 1673 von Smyrna auf und gelangte auch tatsächlich nach Didyma; Notizen wurden gemacht, Inschriften abgeschrieben, und ein Teilnehmer fertigte auch eine Skizze der Tempelruine an, die an Ungenauigkeit und Plumpheit wenig zu wünschen übrig läßt, immerhin aber die Feststellung erlaubt, daß sich zu jenem Zeitpunkt keine menschliche Siedlung in der unmittelbaren Umgebung des riesigen Trümmerberges oder auf den Ruinen selbst befand. Symptomatisch für die unklaren geographischen Vorstellungen dieser Reisenden ist es, daß Dr. Pickering beim Anblick der gigantischen Trümmer glauben konnte, er habe die Ruine des Mausoleums von Halikarnaß, eines der sieben Weltwunder der Antike, vor sich.

Als die Gruppe nach Smyrna zurückgekehrt war, übergab Dr. Pickering alle von der Reise mitgebrachten Aufzeichnungen dem dortigen englischen Konsul. Zwei Jahre später (1675) trafen Jacob *Spon* und Georges *Wheler*, von denen schon im Zusammenhang mit Delphi die Rede war, in Smyrna ein. Im Einverständnis mit Dr. Pickering überließ der englische Konsul diesen beiden die von dem ersteren mitgebrachten Unterlagen. Als *Wheler* die auf Dr. Pickerings Reise angefertigte Skizze der Ruine des didymäischen Apollontempels sah, erkannte er, daß sein Landsmann sich in der Identität dieses Bauwerks getäuscht hatte; nach anfänglichen unsicheren Zögern bemerkte er, daß die unbehol-

fene Zeichnung nicht das Mausoleum von Halikarnaß, sondern das Didymaion darstellte. Spon und Wheler selbst kamen nicht nach Didyma, doch veröffentlichte Wheler die Skizze Pickering's in seinem Reisebericht; auf diese Weise ist diese Zeichnung aus dem Jahr 1673 auf uns gekommen. Sie erschien ein halbes Jahrhundert später noch einmal in den „Antiquitates Asiaticae“ des Engländers Edmund *Chishull*, der 1699 eine Reihe von jonischen Orten besucht hatte; ihm hatte auch der englische Konsul in Smyrna, W. *Sherard*, der Hieronda zweimal (1709 und 1716) besuchte, seine Notizen und zwei Abschriften der bereits von Cyriacus von Ancona abgeschrieben großen Seleukideninschrift überlassen.

Chishull's Landsmann Robert *Wood*, Mitglied der bekannten Society of Dilettanti in London, kam im Jahre 1750 nach Didyma, um sich über den Zustand der Tempelruine zu informieren; er veröffentlichte jedoch seine Notizen nicht. Als aber die Society of Dilettanti im Jahre 1764 die Entsendung einer archäologischen Erkundungsexpedition nach Kleinasien beschloß, war es Robert Wood, der aufgrund seiner Sach- und Ortskenntnis die Instruktion für die Beteiligten entwarf. Zum Leiter der Expedition bestellte die Gesellschaft am 17. Mai 1764 Richard *Chandler* vom Magdalen College in Oxford, einen jungen Mann von 26 Jahren ohne einschlägige Erfahrung; Chandler hatte sich durch die Herausgabe seiner im Jahr zuvor (1763) in Oxford erschienenen „*Marmora Oxoniensia*“, einer Beschreibung der Oxforder Antikensammlung, einen Namen gemacht. Als Sachverständiger für Baugeschichte und Architektur nahm der Architekt Nicholas *Revett*, der älteste der Gruppe — er war damals 43 Jahre alt —, und als Zeichner der erst zweiundzwanzigjährige Maler William *Pars* an der Reise teil. Die Expedition verließ England am 9. Juni 1764 und kehrte erst nach mehr als zwei Jahren, am 2. November 1766, dorthin zurück. Als Standort der Expedition war Smyrna vorgesehen, Hauptziele waren neben dem Didymaion der Athentempel von Priene und der Dionysostempel in Teos. Die äußeren Umstände, von denen unten wenigstens andeutungsweise die Rede sein wird, ließen nur einen zeitlich sehr begrenzten Aufenthalt der Gruppe in Didyma zu. Mehr als eine vorläufige und deshalb in mancher Hinsicht lückenhafte Erkundung des Bauwerks war deshalb nicht möglich. Chandler und seine Mitarbeiter befaßten sich trotzdem so eingehend wie möglich mit den Problemen der architektonischen Anlage, der Säulenordnung, der Kapi-

Didyma im Oktober 1764. Stich nach einer Zeichnung von William Pars. Aus: Alterthümer von Ionien, herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti. 2. deutsche Ausgabe von 1829. ►



telle und Pilasterkapitelle und auch mit den Denkmälern der heiligen Straße zwischen dem ehemaligen Pilgerhafen Panormos und dem Tempel; unter den letzteren interessierten natürlich vorwiegend die archaischen Sitzbilder von Mitgliedern des Priestergeschlechts der Branchiden, die ihren Namen von dem Gründungshero Branchos herleiteten. William Pars fertigte u. a. zwei aquarellierte Zeichnungen des Tempels an, eine Gesamtansicht von Nordosten und eine Teilansicht von Südwesten; außerdem zeichnete er eines der Pilasterkapitelle mit Akanthusornament und ein später zerstörtes sehr schönes korinthisches Kapitell. Für die Geschichte der Zerstörungen, die noch während der folgenden hundert Jahre den antiken Resten durch Menschenhand widerfuhren, ist die Nachricht von Bedeutung, daß die englische Expedition im Oktober 1764 an der heiligen Straße noch sechzig bis siebenzig Grabdenkmäler und Statuen vorfand. Wichtig ist auch die Tatsache, daß es in der unmittelbaren Umgebung der Tempelruine oder gar auf ihren Trümmern keine menschliche Siedlung gab. Richard Chandler sagt das in seinem Reisebericht „Travels in Asia Minor“ (Oxford 1775) unmißverständlich:

„Da der Apollontempel uns vermutlich einige Zeit aufhalten würde, bedauerten wir die vollständige Verlassenheit des Platzes, die uns nötigte, unser Quartier in Ura aufzuschlagen“ (Ura war ein winziges Türkendorf in der Nähe). „Unser armenischer Koch, der dort mit unserem Gepäck wartete, schickte uns ein fertig zubereitetes Essen, das wir unter einem schattenspendenden Baum bei den Ruinen einnahmen. Unser Kameltreiber bezeugte uns seine Sympathie und seinen Respekt durch wiederholtes Anbieten seiner Pfeife und des Kaffees, den er unaufhörlich kochte, wobei er mit gekreuzten Beinen neben einem Feuerchen saß. Ringsum ließen sich die Krähen in großen Schwärmen nieder; in den Stoppelfeldern rief das Rebhuhn.“

Für Westeuropäer war Didyma damals sicher alles andere als ein wirtlicher Platz. Nichts vermag darüber besser Aufschluß zu geben als Chandlers höchst malerische Schilderung:

„Als wir abends nach Ura zurückkehrten, fanden wir dort, inmitten der Hütten und des Gestrüpps, unter freiem Himmel zwei Feuer, unsere dampfenden Kessel darüber. Einer von den Leuten hatte für uns eine Matte am Boden ausgebreitet. Die Türken von Ura, etwa vierzehn an der Zahl, einige davon mit langen Bärten, machten die groteske Runde komplett. Licht spendete uns der Mond — es war damals gerade Vollmond —, der von einem dunkelblauen, wolkenlosen Himmel herabschien. Die Türken tranken ihren Kaffee mit großer Würde, Gelassenheit und Besinnlichkeit. Man unterhielt uns mit dem Spiel einer türkischen

Gitarre und einem rauhen Gesang. Die Frauen, mit ihren dünnen Stimmen, waren neugierig und wollten uns sehen; wie Gespenster, weiß gekleidet und mit verschleierten Gesichtern, huschten sie durch die Lichtungen. Die Versammlung und die ganze Szenerie war ungewöhnlich wild, feierlich und zivilisationsfern.

Nach dem Abendessen zogen wir uns in eine der Hütten zurück; sie stand in der Nähe des Feuers und glich, wie die übrigen auch, eher einem Soldatenzelt. Sie war aus einwärts gegeneinander geneigten Pfählen, die wie zwei Seiten eines Dreiecks aussahen, gemacht und mit Stroh gedeckt. So war sie gerade noch ein Obdach für drei nebeneinander am Boden liegende Menschen. Die Ausstattung bestand aus einem Krug mit gesalzenen Oliven . . .“ Man versteht angesichts dieser Beschreibung sehr wohl, daß es die Reisenden nicht länger als zwei weitere Tage und Nächte in Ura und damit in Didyma aushielten. Die Resultate dieser ersten Forschungsreise wurden 1769 auf Kosten der Society of Dilettanti als „*Ionian Antiquities*“ in einem anspruchsvoll ausgestatteten Band veröffentlicht. Ein zweiter Band folgte als Ergänzung erst im Jahre 1797.

Die nicht zu übersehenden Lücken in Chandlers Ergebnissen veranlaßten die Gesellschaft der Dilettanti zur Entsendung einer zweiten Expedition. Diese erhielt den Auftrag, den Bericht Richard Chandlers und seiner Mitarbeiter durch topographische Untersuchungen, Messungen, Pläne und Karten zu ergänzen. Die Leitung wurde diesmal Sir William *Gell* übertragen. Mit ihm gingen die beiden Architekten Francis *Bedford* und John Peter *Gandy* auf die Reise. Am 5. Oktober 1811 brach die Gruppe nach Kleinasien auf. Gell und seine Mitarbeiter hielten sich in einem Zeitabstand von wenigen Monaten zweimal in Didyma auf und konnten sich deshalb eingehender als ihre Vorgänger mit der Untersuchung des Heiligtums befassen. Bei ihrer Ankunft in Didyma fanden sie eine, gegenüber dem Zustand des Oktobers 1764, sehr veränderte äußere Situation vor. In der allernächsten Umgebung des Tempels und zum Teil schon auf seinen Ruinen erhoben sich nun die etwa einhundertfünfzig Häuser eines in der Zwischenzeit neu entstandenen Griechendorfes. Es trug den Namen Hieronda, den schon Cyriacus von Ancona 1446 als Bezeichnung für die Stätte des Apollontempels vorgefunden hatte. Die türkischen Nachbarn nannten das griechische Dorf Giaur-Ura (Christlich-Ura). Wir haben gesehen, daß es 1764 noch keine Siedlung bei den Tempelruinen gegeben hatte. Dasselbe zeigen auch die damals von *Pars* angefertigten kolorierten Federzeichnungen. In der Reiseliteratur der Gells Expedition vorhergehenden Jahre wird das Dorf erstmals 1790

von dem Engländer James *Dallaway* erwähnt. Es kann also nur in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Über seine Entstehungsgeschichte liegt ein kurzer Bericht des deutschen Archäologen Ludwig *Roß* vor, der Didyma im Sommer 1844 besucht hat:

„Das heutige Gerontas“ (Hiéronda) „ist eine erst seit zwei bis drei Menschenaltern gegründete Niederlassung von Megarern, Salamiern und Athenäern. Im vorigen Jahrhundert, als die Gegend noch größtenteils mit Pinienwaldung bedeckt war, gingen die Bewohner des Megarischen Waldgebirges auch hier herüber, um Holz zu fällen, und vor allem um Fichtenharz . . . zu gewinnen und Pech zu bereiten. Einige blieben hier wohnhaft, andere folgten ihnen, und so entstand die Colonie.“

Daß die Tempelruine zum großen Teil die Steine für den Bau des Dorfes hergeben mußte, bedarf kaum der Erwähnung; an die Cellawand wurden Kalköfen angebaut. Die Mitglieder der englischen Expedition mußten selbst erleben, daß in den wenigen Monaten zwischen ihren beiden Aufenthalten im Jahre 1812 weitere Bauteile verschwanden oder zerstört wurden. Vor allem aber war in dieser Zeit der Trümmerberg über dem Pronaos zum Standort einer Windmühle geworden; bei ihrer Errichtung ging ein herrliches korinthisches Kapitell in Trümmer, das William *Pars* noch im Oktober 1764 gezeichnet hatte.

Gell, Bedford und Gandy kehrten im Sommer 1813 nach England zurück. Das neue Material, das sie mitbrachten, wurde die Grundlage für eine Neubearbeitung des ersten Bandes der „*Ionian Antiquities*“; sie erschien 1821 unter dem Titel „*Antiquities of Ionia*“. Unter dem Titel „*Altertümer von Jonien*“ folgte 1829 eine deutsche Übersetzung des Werkes.

In der weiteren Folge des 19. Jahrhunderts ist das Apollonheiligtum von Didyma, mit einer, allerdings bedeutsamen Ausnahme, vorwiegend das Ziel französischer Reisender und Forscher. Im Jahre 1820 suchte der Architekt Jean-Nicolas *Huyot* den Tempel auf und fertigte Skizzen, Zeichnungen und Pläne an; die Geschichte seiner Reise wäre erzählenswert! Leider fand *Huyot*, der nach seiner Rückkehr nach Frankreich (1823) eine Professur für Geschichte der Architektur an der *École des Beaux-Arts* in Paris erhielt, nie eine Möglichkeit, die Ergebnisse seiner Untersuchungen und Forschungen zu publizieren; sein ganzes wertvolles Material blieb bis heute unveröffentlicht in der *Bibliothèque Nationale* in Paris liegen.

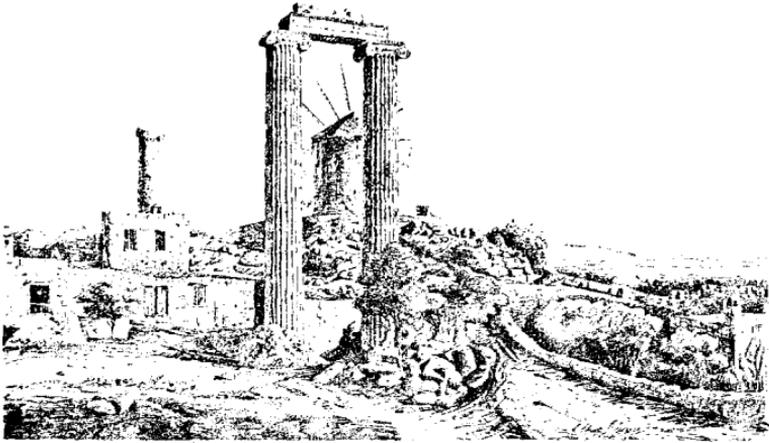
Auf einer ausgedehnten Forschungsreise durch Kleinasien und mehrere Länder des vorderen Orients gelangte der französische Archäologe Charles *Texier* im Sommer 1834 nach Didyma; er

veröffentlichte seine Aufzeichnungen später in seiner dreibändigen „Description de l'Asie Mineure“ (1838—1848). Die ersten Photographien von Didyma wurden 1854/1855 von dem Architekten P. *Trémaux* aufgenommen und in einem Buch veröffentlicht, dem er den etwas zu aufwendigen Titel „Exploration archéologique en Asie Mineure“ gab.

Zwischen diese französischen Unternehmungen schiebt sich kurz nach der Jahrhundertmitte noch einmal ein nicht zu übersehendes englisches Zwischenspiel, ehe die wissenschaftlichen Ausgrabungen am Tempel selbst begannen. Charles Thomas *Newton*, seit 1840 Assistent der Antikenabteilung des British Museum in London, hatte sich 1852 zum englischen Vizekonsul in Mytilene ernennen lassen, um von dort aus die von ihm geplanten archäologischen Forschungen im kleinasiatischen Küstengebiet und auf den vorgelagerten Inseln durchführen zu können. Sein Name bleibt verbunden mit der Entdeckung der Reste des Mausoleums in Halikarnaß. Er begab sich zweimal nach Didyma. Dort richtete sich sein Interesse auf die Statuen und Monumente der heiligen Straße. Auf sie hatte ihn William Gells Neubearbeitung der „*Ionian Antiquities*“ aufmerksam gemacht. Etwas unfreundlich wird Newtons Tätigkeit in Didyma in einem späteren französischen Bericht dargestellt: „Nach einer ersten Erkundungskampagne im Oktober 1857 führte Herr Newton im August 1858 eine siegreiche Expedition gegen die Statuen der heiligen Straße, die dann im British Museum in Sicherheit gebracht wurden.“ Von den sechzig bis siebenzig Statuen und Grabdenkmälern der heiligen Straße, von denen zu Richard Chandlers Zeiten noch die Rede war, fand Newton nun noch zehn Branchidenstatuen, einen archaischen Löwen mit Weiheinschrift und eine Sphinx vor; eine Statue war seit dem Aufenthalt William Gells verschwunden. Newton ließ diese Skulpturen im August 1858 mit Hilfe von sechzig türkischen Arbeitern, soweit erforderlich, freilegen, zur nahen Küste schaffen und auf ein englisches Schiff verladen. Sie wurden nach ihrem Eintreffen in England in der Antikenabteilung des British Museum aufgestellt, deren Leiter Newton nachher wurde und mehr als ein Vierteljahrhundert lang (1860—1887) blieb. Angesichts der Zerstörungen, die seit der ersten Expedition der Society of Dilettanti eingetreten waren, ist die Vermutung berechtigt, daß Newton diese hochinteressanten archaischen Bildwerke durch ihren Abtransport für die Nachwelt gerettet hat. Er selbst empfindet in seinem Bericht „*A history of discoveries at Halicarnassus, Cnidus and Branchidae*“ die Weiterführung der von ihm begonnenen Arbeit: „Ich hätte mir gewünscht, diese interessante Stätte vollständiger erforschen zu können; man hätte vermut-

lich weitere archaische Statuen und Inschriften . . . gefunden, wenn das Ganze hätte ausgegraben werden können. Dieses Unternehmen würde die Aufmerksamkeit einer späteren archäologischen Expedition verdienen.“

Die Möglichkeit, diese spätere Grabung einzuleiten, erhielten im Jahre 1872 die französischen Forscher Olivier *Rayet* und Albert *Thomas* durch das Mäzenatentum der Barone *Gustave* und *Edmond de Rothschild*. Doch die von diesen Geldgebern bereitgestellten Mittel hätten niemals ausgereicht, den ganzen Tempel auszugraben. Selbst schon der Kauf der Windmühle, die sich nach wie vor über den Trümmern erhob, und ihr Abbruch lagen außerhalb der Möglichkeiten der beiden mutigen Ausgräber. Auch innerhalb der engen Grenzen, die sie sich selber zogen, waren sie ständig behindert durch die Rücksicht auf die Häuser des Dorfes, die auf den Ruinen errichtet worden waren, und durch die unangenehmsten Scherereien mit den Bewohnern dieser Häuser. Trotz dieser Hemmnisse, trotz beschränkter finanzieller und unzulänglicher technischer Mittel gelang es *Rayet* und *Thomas* im Lauf des Sommers 1873 durch systematische, teilweise gewagte, für die Arbeiter und die Leiter der Grabung selbst gefährliche Grabungen, bei denen sie zeitweilig bis zu 80 Mann beschäftigten, eine Reihe wesentlicher Aufgaben zu lösen und wichtige neue Erkenntnisse für die Wiedergewinnung des Grundrisses und für die Baugeschichte des Tempels zu erzielen. Als erste stellten sie fest, daß im *Adytonhof* in christlicher Zeit eine Kirche gestanden hatte, als erste führten sie den endgültigen Einsturz des Tempels auf das große Erdbeben von 1493 zurück, sie bemerkten, daß der *Adytonhof* nie gepflastert gewesen sein konnte. Gleichzeitig mit den Arbeiten im *Adyton* ging man damals an die Freilegung des verschütteten unteren Teils der Säulenschäfte und der Basen der beiden noch aufrechtstehenden Säulen der Nordseite. Albert *Thomas* war mutig genug, sich mit den allerprimitivsten Mitteln auf das *Architravstück* über diesen beiden Säulen hinaufziehen zu lassen, um da oben in zwanzig Meter Höhe bei teilweise starkem Wind auf schwankendem Gerüst mit der genauen Vermessung der verschiedenen Bauteile zu beginnen und, sich langsam an den Säulenschäften herunterlassend, auch diese zu vermessen. *Rayet* und *Thomas* erkannten des weiteren eine bisher nicht verzeichnete Eigentümlichkeit des Tempelgrundrisses, den Quersaal den die Architekten zwischen *Pronaos* und dem *Adyton* eingefügt hatten, und den man jetzt wegen der zwei korinthischen Säulen, die seine Decke trugen, den *Zweisäulensaal* zu nennen pfl egt. Sie entdeckten das nördliche der beiden, von



Didyma im Jahre 1873. Zeichnung des französischen Architekten Albert Thomas.

diesem Saal zum Dachgeschoß hinaufführenden Treppenhäuser, die in den Bauinschriften als „Labyrinth“ bezeichnet werden, sie erschlossen die Anlage des Pronaos als Zwölfsäulensaal, legten mehrere Säulenbasen der Ostfassade frei und stellten dabei die ornamentale Korrespondenz unter den Basen der zehn östlichen Frontsäulen fest.

In einzelnen Fällen glaubten Rayet und Thomas Maßnahmen verantworten zu können, die von späteren Archäologen als unverständliche Mißgriffe herb kritisiert worden sind. So wurden ganze Blöcke der Adytonwand, die für die Gewinnung der erstrebten Erkenntnisse „ohne jedes Interesse“ zu sein schienen, mit schweren Hämmern in Stücke geschlagen oder durch Sprengung zertrümmert. Bedauern mag man heute auch, daß die beiden Ausgräber damals einige besonders schöne und interessante Steine — Pilasterkapitelle und Säulenbasen — von der Fundstelle entfernen und nach Paris schaffen ließen, wo sie in der Antikenabteilung des Louvre ausgestellt wurden. Die Verdienste dieser ersten Ausgrabung mit wissenschaftlicher Zielsetzung der Rekonstruktion des Bauplanes, werden durch die nachträgliche Kritik nicht geschmälert. Olivier Rayet und Albert Thomas veröffentlichten 1877 und 1880 eine ausführliche Darstellung ihrer Arbeiten und Entdeckungen in den beiden hervorragend ausgestatteten Bänden ihres Werkes „Milet et le Golfe Latmique“; es ist auch heute noch lesens- und betrachtenswert.

Bernard *Haussoullier* und der Architekt Emmanuel *Pontremoli* setzten in den Jahren 1895 und 1896 die Arbeit ihrer Landsleute Rayet und Thomas fort. Bernard Haussoullier hatte sich bereits 1880 in Delphi um die Freilegung der Halle der Athener bemüht.

Diesmal stellte die französische Regierung die Mittel zur Verfügung; auch sie reichten bei weitem nicht für eine umfassende Grabung aus. Über die Situation in Didyma hatten sich Haussoullier und Pontremoli auf einer vorhergehenden Reise informiert. Aufgrund der Erfahrungen ihrer beiden Vorgänger entschieden sie sich von vornherein für eine Teilausgrabung. Sie wählten dafür die Ostfassade des Tempels. In ihrem später veröffentlichten Bericht schildern sie, wie die Kampagne des Jahres 1895, des ersten Ausgrabungsjahres, sich fast ausschließlich auf die „Inbesitznahme“ der Grabungsstätte beschränken mußte. Schuld an diesen Schwierigkeiten war vor allem das inzwischen eingetretene Wachstum des Dorfes Hiéronda; seit William Gells Expedition im Jahre 1812 hatte es sich nahezu verdoppelt und zählte jetzt ca. 300 Häuser. Hiéronda besaß nun eine große Kirche mit drei Popen, Schulen und sogar zwei Ärzte. Als monumentaler Protest gegen jedes Eindringen in das Innere der Ruine thronte nach wie vor die Windmühle auf dem Trümmerberg über dem Pronaos. Die Ausdehnung des Dorfes, einer rein griechischen Siedlung inmitten eines von Türken bewohnten Gebietes, war durch Zuwanderung von den benachbarten Inseln Samos, Kalymnos, Karpathos, Leros gefördert worden. Diese Leute waren früher zur Erntezeit als Saisonarbeiter aufs Festland herübergekommen und hatten sich im Lauf der Zeit teilweise endgültig in Hiéronda niedergelassen. Haussoullier und Pontremoli fühlten sich durch die sozialen Zustände in diesem griechischen Dorf, besonders hinsichtlich der Verteilung des Grundbesitzes und Kapitalvermögens, an antike Verhältnisse erinnert:

„Hiéronda hat uns lange Monate hindurch das Bild einer Kolonie des alten Griechenland und die Vorstellung antiken Lebens geboten. Ja noch mehr: Je mehr wir Einblick gewannen in die Beziehungen der Griechen untereinander, je deutlicher wir die vielfältigen Bande erkannten, die sie miteinander verknüpften, desto tiefer drangen wir da in eine sehr ursprüngliche Antike ein. Dabei erinnerten wir uns an jenen Text des Aristoteles, in dem er den Zustand Attikas in der Zeit vor Solon schildert: ‚. . . der Landbesitz befand sich in den Händen einer kleinen Anzahl von Menschen.‘ Wir haben diese kleine Anzahl in Hiéronda kennengelernt: das waren die Reichen, Krämer und Bankinhaber, Leute, die Kredit gaben oder Geld auf Hypotheken ausliehen und sich bald der Habe ihrer zahlungsunfähigen Schuldner bemächtigten. Wir haben sie am Werk gesehen, haben erlebt, wie sie ihre Kunden oder Schuldner drängten, uns ihr Haus so teuer wie möglich zu verkaufen, um an die Schuldsommen heranzukommen. Oder sie lauerten am Zahltag ihren Schuldnern auf, um ihren Anteil



Didyma, Fragment einer Kore von einer Columna caelata des archaischen Apollontempels, um 540 v. Chr., Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz.

am Lohn vorweg zu erheben. Den einen wie den anderen verdanken wir es, daß wir so etwas wie eine antike Gemeinde erleben durften.“

Die Ausgräber verbrachten lange Wochen des Sommers 1895 mit den unumgänglichen, „an den verschiedensten, teilweise komischen, stets aber kostspieligen Zwischenfällen reichen Verhand-

lungen“ über den Ankauf der zum Abbruch bestimmten Häuser. Die eigentliche Grabung konnte daher erst im folgenden Jahr (1896) beginnen. Sie wurde von zwei Punkten aus in Richtung auf die Mitte der Ostfassade mit ihrer großen, zwischen zwei Treppenwangen eingebetteten Freitreppe vorgetrieben. Für diese beiden Ansatzpunkte wählte man die drei noch aufrechtstehenden Säulen: die beiden kannelierten Säulen der Nordseite und die nicht kannelierte, im Bossenmantel stehengebliebene Säule der Südseite. Bei den Grabungen auf der Nordseite stieß man auch auf Bruchstücke archaischer Denkmäler und Bauteile: die Volute eines jonischen Kapitells, eine jonische Ante, einen liegenden Löwen, bemalte Terrakottafragmente. Die beiden Ausgräber glaubten, diese Bruchstücke ausnahmslos den Denkmälern der heiligen Straße zuschreiben zu müssen. Die ständige Rücksicht auf die noch stehengebliebenen Häuser des Dorfes, zu deren Schutz teilweise Stützmauern errichtet werden mußten, preßten den Forschern die resignierte Prophezeiung ab: „Leider muß damit gerechnet werden, daß die Ausgrabungen in Didyma das Schicksal des Didymaions selbst teilen werden: sie werden nie zu Ende geführt werden können!“ Glücklicherweise ist diese Voraussage nicht in Erfüllung gegangen.

Haussoullier, der zugleich ein hervorragender Epigraphiker war, hatte die Genugtuung, auf eine ganze Anzahl Inschriften zu stoßen, die unter anderem auch Aufschluß über den Fortgang der Bauarbeiten vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis in das 1. Jahrhundert n. Chr. hinein gaben. Als wichtigsten Skulpturenfund betrachteten Haussoullier und Pontremoli zwei Götterbüsten hellenistischer Zeit; sie ragten aus den Voluten zweier jonischer Kapitelle heraus und stellten einerseits Apollon, andererseits seinen Vater Zeus dar. Die Identität der beiden männlichen Gottheiten ließ darauf schließen, daß zwei weitere, die zugehörigen weiblichen Gottheiten darstellende Büsten — Leto und Artemis, nicht Hera und Artemis, wie Haussoullier gemeint hat — zu ergänzen seien; leider wurden diese beiden Büsten nicht gefunden. Einige Tage nach diesen beiden Funden kam ein Stierkopf mit Opferbinden, ebenfalls als Teil eines jonischen Kapitells, zutage. Diese Fundstücke ermöglichten zusammen die Rekonstruktion der vermutlich den Ecksäulen der Ostfassade gehörenden, besonders reich geschmückten Kapitelle.

Zwei bedeutende archaische Fundstücke, eine geflügelte Gorgo und einen leider stark zerstörten liegenden Löwen sprach Haus-

Didyma, Götterbüsten-Kapitelle des hellenistischen Apollontempels. Nach einer Rekonstruktionszeichnung des franz. Architekten Emmanuel Pontremoli. ►





Didyma, Medusenkopf des kaiserzeitlichen Frieses des hellenistischen Apollontempels, gefunden 1895 von Haussoullier und Pontremoli.

soullier dem Vorgänger des hellenistischen Tempels, dem archaischen Didymaion, ab; sie sind inzwischen als Teile des Frieses des archaischen Tempels erkannt. Von dem hohen, die Harmonie des ursprünglichen Planes störenden kaiserzeitlichen Fries des hellenistischen Tempels fanden Haussoullier und Pontremoli vier Medusenköpfe. Die negative Beurteilung dieser mehr oder minder schablonenhaften Skulpturen durch die beiden französischen Ausgräber — sie bezeichneten sie als „ohne Interesse und ohne Leben“ — entspricht durchaus auch dem heutigen Urteil über diese Art von Plastik.

Als Bernard Haussoullier und Emmanuel Pontremoli ihre Arbeit abgeschlossen hatten, war die Ostfassade des Tempels mit dem Stufenbau, der Freitreppe zwischen den Treppenwangen, mit den verbliebenen Säulenbasen und den erhaltenen Säulenstümpfen freigelegt. Die Ergebnisse dieser Ausgrabung sind in dem schönen, im Jahre 1904 unter dem einfachen Titel „Didymes“ erschienenen, sorgfältig gearbeiteten, auch hervorragend illu-

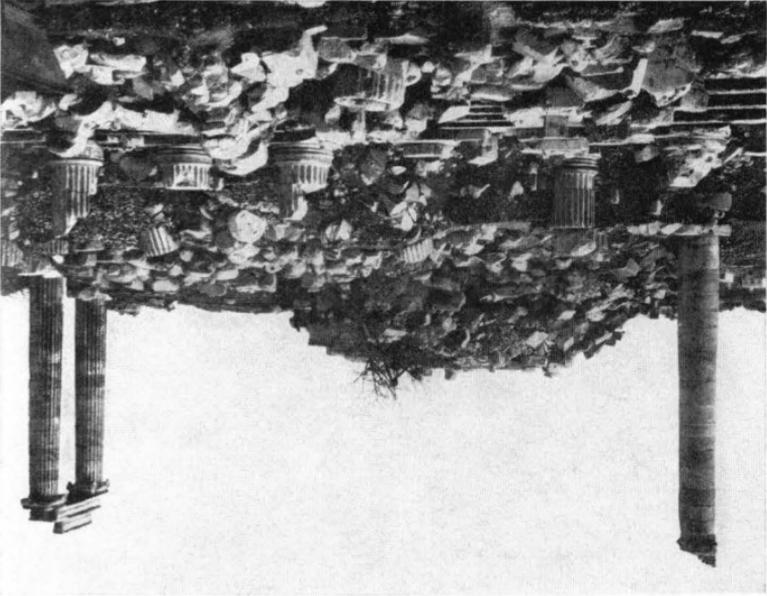
strierten Grabungsbericht dargelegt. Haussoullier hatte seine epigraphischen Forschungen in seinen bereits zwei Jahre zuvor (1902) veröffentlichten „Études sur l'histoire de Milet et du Didymeion“ ausgewertet.

Ungeachtet Haussoulliers trüber Vorhersage begann schon ein knappes Jahrzehnt nach dem Ende der französischen Grabungen unter der Leitung von Theodor Wiegand das deutsche Forschungswerk in Didyma die längst fällige Ausgrabung großen Stils. Daß etwas Bedeutendes unternommen werden sollte, bekundete schon der feierliche Rahmen der Eröffnung dieses Unternehmens durch den damaligen deutschen Botschafter bei der Hohen Pforte, den Freiherrn Marschall von Bieberstein, am 11. Mai 1905. Die Arbeit der Archäologen und ihrer Hilfskräfte setzte am 29. April 1906 ein. Sie wurde in alljährlichen Kampagnen zunächst unter Theodor Wiegand, dann unter seinem Nachfolger Hubert Knackfuß bis in den Dezember 1913 fortgesetzt. Nach der Pause während des Ersten Weltkrieges wurden

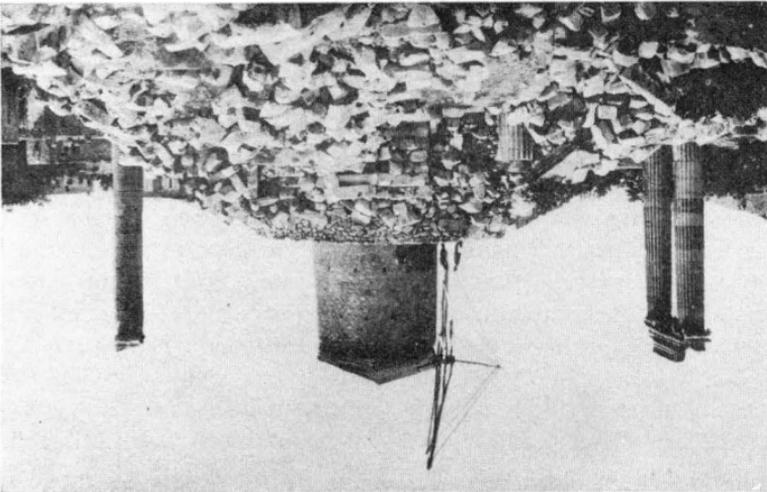


Didyma, Frontsäule der Ostfassade des hellenistischen Apollontempels, ausgegraben 1895 von Haussoullier und Pontremoli.

Die östliche Frontseite des Tempels und der Trümmerhügel nach dem Abbruch der Windmühle bei Beginn der Abräumungsarbeiten. Ansicht von Osten.



Der Trümmerhügel mit der Windmühle. Ansicht von Westen. Aufnahme von Carl Humann aus dem Jahre 1891.



4W

die Arbeiten am 11. Mai 1924 noch einmal aufgenommen und im Jahr 1925 und im Frühjahr 1930 zu einem einstweiligen Abschluß gebracht; einige noch ausstehende Messungen und Aufnahmen wurden im Herbst 1938 durchgeführt.

Diesmal standen ausreichende finanzielle Mittel zur Verfügung. Die Häuser des Dorfes Hiéronda, die der Grabung noch im Wege standen, und ganz besonders das allergrößte Hindernis, die seit fast hundert Jahren auf den Trümmern sich erhebende Windmühle, konnten aufgekauft und abgetragen werden. Damit waren die Voraussetzungen für eine vollständige Freilegung des Tempels geschaffen. Schon die erste Übersicht vermittelte den Ausgräbern eine Vorstellung vom Ausmaß der Schäden, die erst das 19. Jahrhundert dem Bauwerk zugefügt hatte. „Die zu Tage liegenden Mauerteile zeigten vielfach Sprenglöcher und sonstige Zerstörungen, die bewiesen, wie eifrig und mit welcher verderblicher Wirkung hier das Brechen von Steinen für die Hausbauten des Dorfes und der Raub des Bleis der Verdübelungen und Verklammerungen im Lauf der letzten hundert Jahre betrieben worden war. Namentlich war außer dem nördlichen Treppenbau der westliche Teil des Nordstylobats nebst den anschließenden Cella-wänden bis in die Fundamente wie ein regelrechter Steinbruch ausgebeutet worden.“ Mit um so größerem Erstaunen bemerkte man, wie vorsichtig und gewissenhaft bei der Vermauerung der Frontsäulen (262 n. Chr.) diese selbst, ihre Basen und die Anten der Cella geschont worden waren. Die Freilegung aller Säulenreste gab Aufschluß über den Grad der Fertigstellung der beiden Säulenreihen der Ringhalle bei der Schließung der Bauhütte (391 n. Chr.). Säulentrommeln, die nicht mehr bis zur Baustelle hatten transportiert werden können, wurden im ehemaligen Pilgerhafn Panormos und in der Nähe des Tempels gefunden. Wichtig war die Aufdeckung der beiden, bisher unbekannt, aus dem Zwölfsäulensaal in den Adytonhof führenden Tunnels, die den einzigen Zugang zum Adyton gebildet hatten. Noch Hausoullier hatte gemeint, dieser Zugang habe durch die riesige Tür der Cellaostwand und den Zweisäulensaal geführt. Jetzt aber zeigte sich, daß die fünfstufige, aus dem Pronaos in den Zweisäulensaal führende Treppe erst in byzantinischer Zeit angelegt worden war. Unter der kleinen Kirche, die Rayet und Thomas im Adyton festgestellt hatten, fanden sich die Reste einer ehemals dreischiffigen Basilika des 5. Jahrhunderts und eines späteren Nachfolgebau. Im Interesse der weiteren Erforschung des Adyton ließen die Ausgräber „schweren Herzens“ die Kirche abtragen, nachdem eine Bauaufnahme angefertigt worden war. Mit ihr zusammen wurden die Bauteile in dem kleinen Museum

24



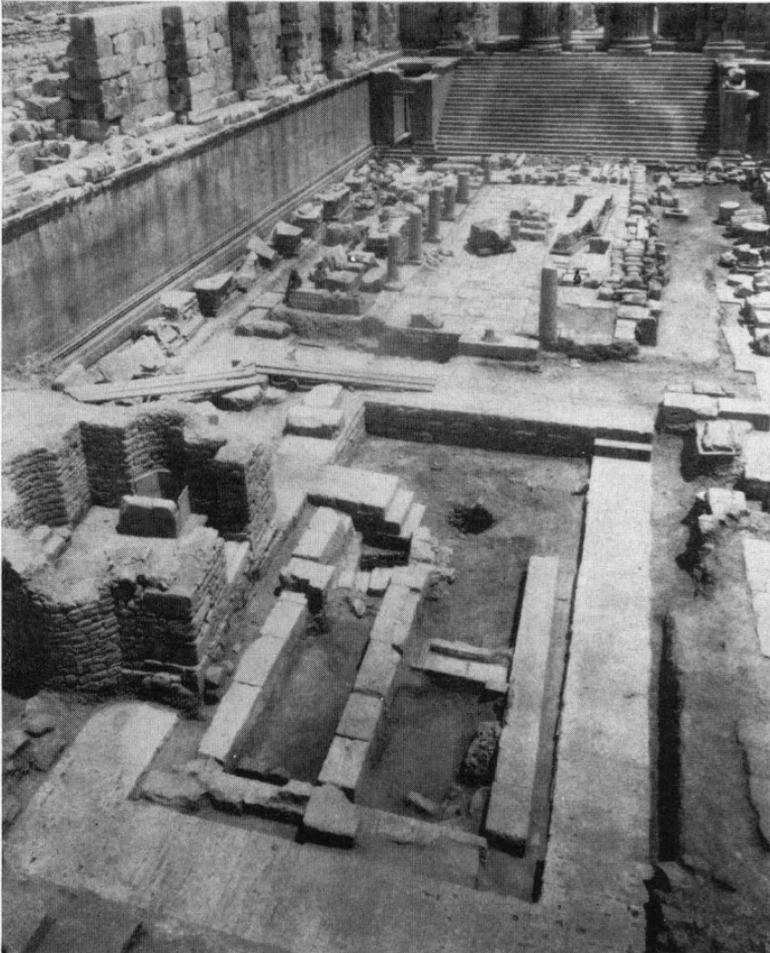
Nordöstlicher Teil der byzantinischen Kirche nach Entfernung der späteren Verbauung der Nordarkaden. Blick von Nordosten.

des Ausgräberhauses untergebracht; dort ging das wichtigste Material bei der Zerstörung des Jahres 1922 zugrunde.

Hubert Knackfuß glaubte, in einer byzantinischen Quellfassung, die beim Abtragen der Kirchenruine gefunden und am Ort belassen worden war, den Platz der antiken heiligen Quelle zu erkennen. Diese Vermutung hat man inzwischen fallenlassen müssen; die heilige Quelle ist noch nicht gefunden. Unter dem Plattenpflaster der Kirche wurden Fundamentreste des hellenistischen und des archaischen Kultbildschreins (Naïskos) gefunden, in dem die Antike die bronzenen Apollonstatue des sikyonischen Erzgießers Kanachos bewahrt hatte. Rayet und Thomas hatten in den Trümmern, die den Adytonhof bedeckten, nach diesem längst verschollenen Kultbild gesucht. Zahlreiche Bauteile des hellenistischen Naïskos waren in die christliche Basilika verbaut worden. Ihre Untersuchung zeigte den Ausgräbern, daß es sich bei diesem Kultbildtempelchen um eine frühhellenistische Anlage von höchster Feinheit der Ausführung und handwerklichen Arbeit handelte. Zugleich erwiesen die Maße des Tempelchens, daß die früher, auch noch von den französischen Ausgräbern, vertretene Auffassung, die Apollonstatue des Kanachos sei eine Kolossalstatue gewesen, nicht haltbar war.

Mit dem Zweiäulensaal wurden auch die beiden bereits von

Rayet und Thomas entdeckten bzw. erschlossen Treppenanlagen, die sogenannten Labyrinth, freigelegt, die einstmals von diesem merkwürdigen, bis heute nicht klar gedeuteten Quersaal zum Dachgeschoß emporführten. Die südliche Treppe war wesentlich besser erhalten als die von Rayet untersuchte nördliche. Die über dem ersten Lauf der Südtreppe erhaltene Decke mit ihrem, wie die erhaltenen Farbspuren zeigen, ehemals bemalten plastischen Mäanderornament erregt noch immer die Bewunderung des Betrachters. Ungeklärt ist die Frage nach dem Zweck dieser aufwendigen doppelten Treppenanlage; die Vorstellung, daß diese Treppenhäuser nur dem Zugang zur Dachterrasse dienen sollten, ist unannehmbar.



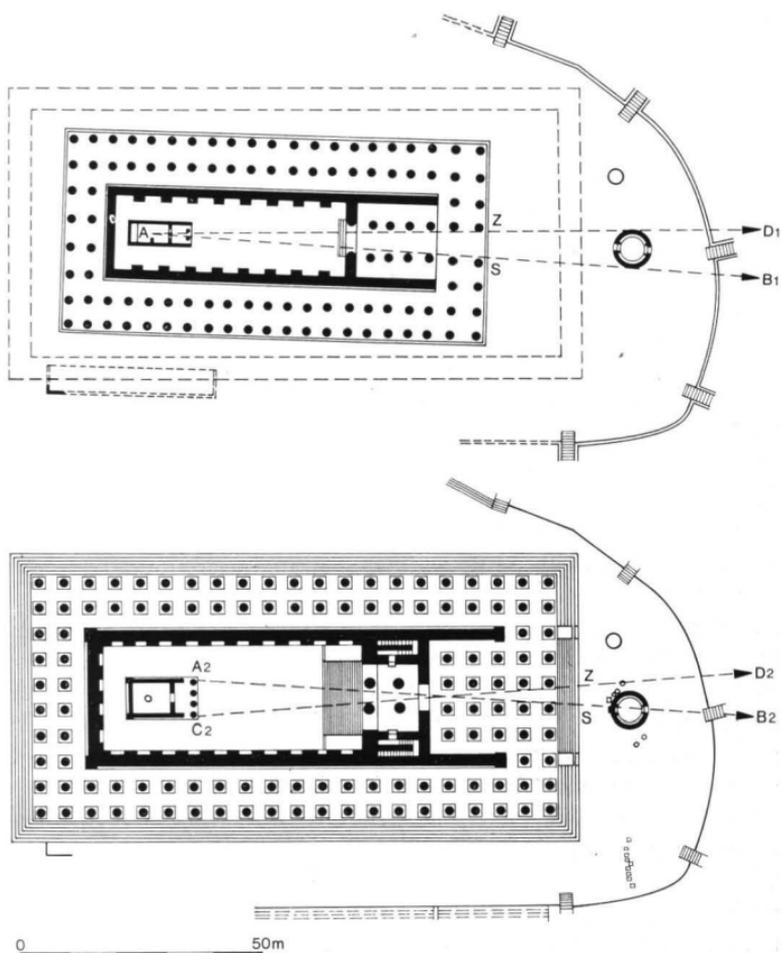
Das Innere des Adyton mit Fundamenten des Naiskos, der Kirche und Einblick in das Baptisterium von Südwesten. Zustand am 31. Mai 1913.

Ummantelt von den Grundmauern des hellenistischen Naïskos fanden sich die Fundamente seines archaischen Vorgängers, in dem die Statue des Kanachos zuerst gestanden hatte, ehe die Perser nach der Niederwerfung des Jonischen Aufstandes (494) das Bauwerk zerstörten und das Bronzefigürchen des Gottes in die persische Hauptstadt entführten, von wo es erst unter Seleukos I. Nikator nach der Errichtung des neuen Naïskos um 295 v. Chr. wieder nach Didyma zurückgebracht wurde.

Von hoher Bedeutung für die Baugeschichte des Didymaions war die Aufdeckung der Kalksteinfundamente des archaischen Tempels im westlichen Teil des hellenistischen Adyton. Ihre Untersuchung ergab, daß auch dieser ältere Bau an seinen Innenwänden die Pilaster aufwies, die beim hellenistischen Bau, bei diesem allerdings nicht unmittelbar auf die Fundamente, sondern auf eine hohe Sockelwand aufgesetzt, zu beobachten sind und jedem Besucher, der den Adytonhof betritt, sogleich auffallen. Zu den Resten des archaischen Tempels sind auch die im Füllschutt südlich des Tempels gefundenen prachtvollen Köpfe zweier Koren zu rechnen, die sich jetzt in der Antikenabteilung der Staatlichen Museen — Preußischer Kulturbesitz — in Charlottenburg befinden. Diese lieferten den Beweis dafür, daß das ältere Didymaion, wie der Artemistempel in Ephesus, *columnae caelatae* (mit Relieffiguren geschmückte Säulen) besaß. Zusammen mit den bereits erwähnten, von Haussoullier und Pontremoli gefundenen Stücken gab ein neugefundenes Architravstück mit einer Gorgo und einem liegenden Löwen eine Vorstellung von der Art des Relieffrieses, der einstmals die Architravbalken bedeckte.

Die Rekonstruktion des archaischen Tempels aus den erhalten gebliebenen Bauteilen ist umstritten geblieben; erst neuerdings wurde ein neuer Vorschlag für die Rekonstruktion seines Grundrisses vorgelegt. Mit zweifelsfreier Sicherheit scheint erwiesen, daß die Längsachse des hellenistischen Tempels von der Achse des älteren Baues um etwas mehr als eineinhalb Grad abweicht; augenfällig zeigt sich dieser Sachverhalt in der Lage des archaischen Brandopferaltars vor der Ostfassade des hellenistischen Tempels; er liegt deutlich außerhalb der Tempelachse. Einwandfrei geklärt ist dieses „Rätsel von Didyma“ noch nicht, da auch die Versuche, diese Achsverschiebung mit astronomischen Beziehungen zu erklären, bisher nicht bis ins letzte überzeugend gewesen sind.

Als weitere Bauten aus dem 6. Jahrhundert wurden auf der Terrasse, die den Festplatz des Tempels auf der Ostseite begrenzt, zwei rechteckige archaische Gebäude festgestellt. Sie dien-



Didyma, archaischer und hellenistischer Apollontempel. Grundrisse mit Darstellung der Achsenverschiebung (nach Sterne und Weltraum 1968).

ten vermutlich der Aufbewahrung von Weihegeschenken. Bei der Freilegung der Reste des Stadions, das sich unmittelbar an das südwestliche Ende der vorerwähnten Terrasse anschließt, ergab sich, daß von der südlichen Sitzstufenanlage nur kurze Stücke der untersten und der zweiten Sitzstufenreihe erhalten geblieben sind. Daß auf der Nordseite der Stufenbau des Tempels als Sitzgelegenheit für die Besucher der alle vier Jahre stattfindenden großen didymäischen Spiele dienen mußten, bewiesen die zahlreichen dort gefundenen Toposinschriften (Namensinschriften der ständigen Platzinhaber). Zu den kleineren Funden im Stadion zählt eine interessante, meines Erachtens noch nicht völlig geklärt Startanlage für die Laufwettbewerbe.

Von weitreichender Bedeutung war die Ausgrabung bzw. Auf-
findung zahlreicher Blöcke und einer Anzahl Säulentrommeln
eines Bauwerks hellenistischer Zeit, dessen Standort bisher nicht
festgestellt werden konnte, da das Gebäude nach der Schließung
des Orakels anscheinend vollständig abgebrochen worden war
und das dabei gewonnene Baumaterial beim Bau der christlichen
Basilika verwendet wurde; dort wurden auch die meisten Bau-
teile gefunden. Aus den Propheteninschriften, mit denen die
Steinblöcke bedeckt waren, schlossen die Ausgräber, daß in dem
zerstörten Gebäude, von dem sie stammten, das „Propheten-
haus“ zu sehen sei, in dem sich das „Chresmographion“ (Orakel-
schreibstube) der Inschriften befand, die Bernard Haussoullier im
Zweisäulensaal des Tempels vermutet hatte. Die ganze Frage ist
vorerst als noch nicht endgültig geklärt zu betrachten.

Die Ausgräber befaßten sich schließlich auch mit dem Verlauf der
heiligen Straße nach ihrem Eintritt in den Asylbereich des
Orakelheiligtums und mit den Profanbauten der kleinen Sied-
lung, die in der Umgebung des Tempels entstanden war. Es stellte
sich heraus, daß die Straße hier gepflastert und mit erhöhten
Fußgängerwegen ausgestattet war und daß Gebäude mit Hallen
auf der Straßenseite die heilige Straße auf beiden Seiten säumten;
nur wenige dieser Gebäude ließen sich auf die hellenistische Zeit
datieren, die meisten gehören der römischen Epoche an; das gilt
auch für eine Thermenanlage südwestlich der Straße, „die einzige
aufrechtstehende römische Ruine in Didyma“.

Bauelemente und sorgfältig ausgeführte Werkstücke des 5. Jahr-
hunderts v. Chr., die bei den Ausgrabungen zutage kamen, be-
wiesen, daß die früher vertretene Meinung, das Heiligtum habe
nach der Zerstörung Milets und des archaischen Didymaion
(494 v. Chr.) durch die Perser rund einhundertsechzig Jahre lang
bis zur Ankunft Alexanders des Großen verödet dagelegen, so
nicht zutreffen kann, zumal auch inschriftlich bezeugt ist, daß
die Milesier ihre jährlichen Festprozessionen nach Didyma sofort
nach dem Abzug der Perser (479 v. Chr.) wieder aufgenommen
haben.

Nach dem Abschluß der großen Grabung im Herbst 1938 war
der gesamte Tempel mit seiner nächsten Umgebung freigelegt, die
abgestürzten und zu einer Trümmermasse verkeilten Steine
waren soweit wie möglich wieder an ihre frühere Stelle zurück-
gebracht, die übrigen sorgfältig überprüft und geordnet. Damit
hatte der Tempel als Ganzes jenes imponierende Aussehen ge-
wonnen, das den heutigen Besucher Didymas erwartet. Ein-
drucksvoll ist auch die Summe der während der großen Grabung
aufgewendeten Arbeitszeit; sie entspricht „einer Arbeitsleistung

von sechs Jahren und eineinhalb Monaten“ oder 178 000 Arbeitstagen mit einer Mannschaft von jeweils achtzig Arbeitern. Dieser Großtat archäologischer Forschungsarbeit gemäß ist auch das äußere und das wissenschaftliche Format der großen Didyma-Publikation ausgefallen, die den Namen Theodor Wiegands auf ihrem Titelblatt trägt. Sie begann mitten im Zweiten Weltkrieg (1941) mit der Herausgabe des ersten Bandes, der die Baubeschreibung von Hubert Knackfuß enthält; dazu gehört ein Band Photographien, Zeichnungen und Pläne. Eine brillante wissenschaftliche Leistung wurde auch der zweite, erst 1958 von Richard Harder herausgegebene Band mit den nahezu eintausend, von Albert Rehm in unübertrefflicher Weise bearbeiteten und interpretierten Inschriften. Mit dieser umfassenden Publikation haben sich die Forscher ein Denkmal aere perennius gesetzt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen neue deutsche Grabungen unter der Leitung von Heinrich Drerup und Friedrich Hiller, Rudolf Naumann und Klaus Tuchelt am 8. Oktober 1962. Nunmehr bestand auch eine gewisse Aussicht, in absehbarer Zeit Ausgrabungen in der weiteren Umgebung des Tempels in Angriff nehmen zu können: die türkische Regierung hatte die Umsiedlung des auch nach der türkischen Neubesiedlung immer noch großen, jetzt Eskihisar genannten Dorfes nach dem zwei Kilometer weiter südlich neu angelegten Dorfes Yenihisar beschlossen. Die neuen Grabungen galten zunächst der Klärung der Frühgeschichte des Heiligtums. Heinrich Drerup und Friedrich Hiller entdeckten im Westteil des großen Adytonhofes vor der Süd- und Nordwand Fundamente einer noch älteren, vermutlich in spätgeometrischer Zeit errichteten Temenosmauer, die ein wesentlich kleineres Adyton umschlossen haben muß. Damit war der Nachweis gelungen, daß bereits in den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts v. Chr. ein ummauertes Adyton bestanden hat. Vor der Südwand des Adytonhofes fanden die Ausgräber Spuren von zwei vorgeschichtlichen Feuerstellen; die Hypothese, daß es sich dabei um die Stätte vorgeschichtlicher Brandopfer für eine uns unbekanntere Gottheit handle, würde gut zu der Bemerkung des Pausanias stimmen, daß das Heiligtum älter sei als die Besiedlung der Gegend durch die jonischen Griechen. Diese Deutung bleibt aber vorerst noch umstritten.

Bei einer Grabung an der südwestlichen Außenwand des Adyton befaßten sich Rudolf Naumann und Klaus Tuchelt mit den Resten eines schon bei der großen Grabung bemerkten, jedoch nicht weiter untersuchten Orthostatenbaues; dabei handelt es sich um eine offene, vermutlich der Aufbewahrung von Weihegeschenken dienende Halle, die nach den Beobachtungen der beiden Ge-



Didyma, Apollontempel von Südosten.

lehrten nicht später als im letzten Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts v. Chr. errichtet sein kann und wahrscheinlich bald nach der Mitte des 6. Jahrhunderts bei der Vorbereitung des Baugeländes für das archaische Didymaion aufgegeben und abgebrochen wurde. Die Halle ist damit das älteste Bauwerk des Heiligtums aus der Zeit vor der Errichtung des archaischen Tempels. Diese Arbeiten wurden während der vergangenen Jahre weitergeführt. Die Ergebnisse sind einstweilen in einer Reihe von Berichten und Aufsätzen in den Istanbuler Mitteilungen und im Archäologischen Anzeiger publiziert worden.

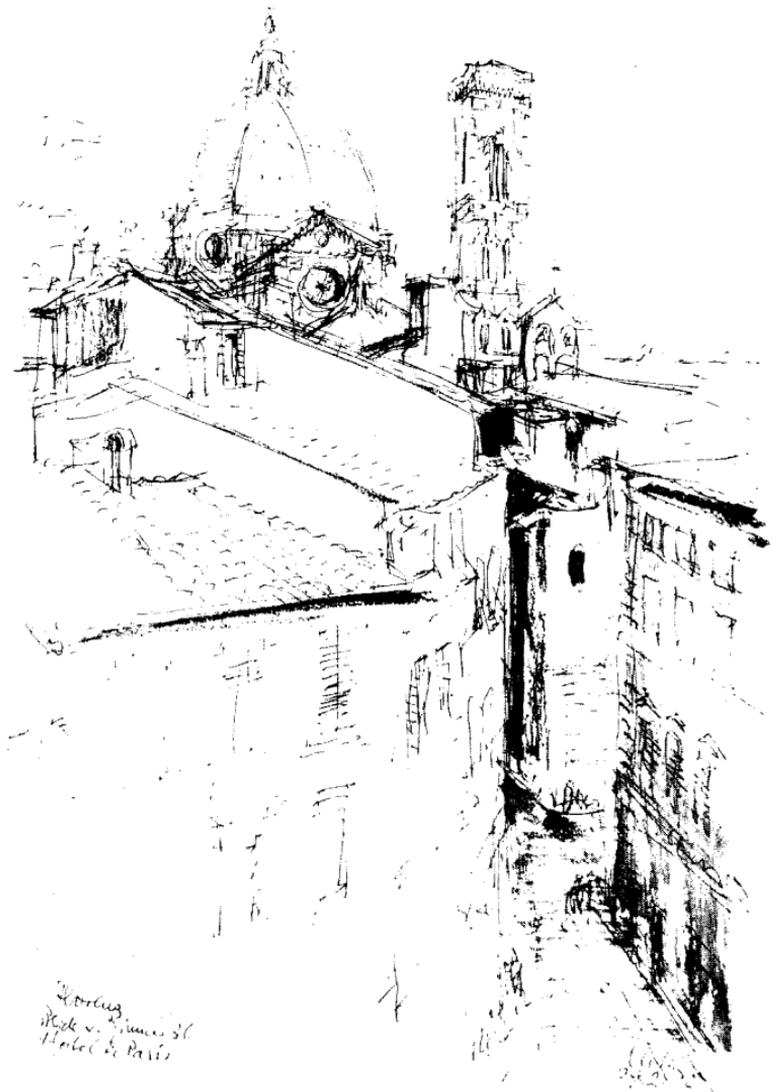
* * *

Mit der Wiederentdeckung, Ausgrabung und baulichen Teilwiederherstellung der drei großen griechischen Orakelstätten konnten auch einige bisher unlösbare Rätsel der Orakelbefragung und

Orakelerteilung ihrer Lösung näher gebracht werden. Dazu haben nicht zuletzt auch die zahlreichen neu entdeckten epigraphischen Zeugnisse beigetragen, zu denen sich in Dodona die berühmten Bleitäfelchen des Orakelarchivs gesellt haben. Für die Zukunft wird sich die Forschung, neben der Aufhellung archäologischer Einzelprobleme, mit der Klärung jener Mittel zu befassen haben, mit denen die Medien der Götterbescheide in den ekstatischen Zustand der Bereitschaft zum Empfang der göttlichen Inspiration versetzt wurden. In dieser Hinsicht wissen wir, so scheint es, noch immer zu wenig. Vielleicht wäre es nicht völlig abwegig, wenn hierzu, im Sinn einer vergleichenden Untersuchung die psychiatrisch-neurologischen Beobachtungen herangezogen würden, die ein Mediziner, Günter *Schüttler* in Bonn, an den letzten, heute auf indischem Territorium im Exil lebenden tibetischen Orakelpriestern angestellt und in seinem Buch „Die letzten tibetischen Orakelpriester“ dargestellt hat. Er selbst erwähnt die antike Orakelpraxis mit keinem Wort; umgekehrt hat auch die Altertumswissenschaft, soweit ich sehe, von seinen Untersuchungen bisher keine Notiz genommen. Die zeitlich vermutlich nur noch für kurze Zeit überlebende Gegenwärtigkeit eines Phänomens, das die meisten unter uns für längst versunkene Vergangenheit halten, verdiente aber doch auch das Interesse des Altertumsforschers, selbst dann, wenn der Vergleich keine neuen Erkenntnisse über das Wesen der antiken Orakelpraxis erbringen sollte.

Die Zitate aus fremdsprachigen Texten wurden vom Verfasser selbst für diesen Aufsatz übersetzt.

Bibliographische Hinweise vgl. Seite 134.



Florenz, Blick über die Dächer zum Dom.

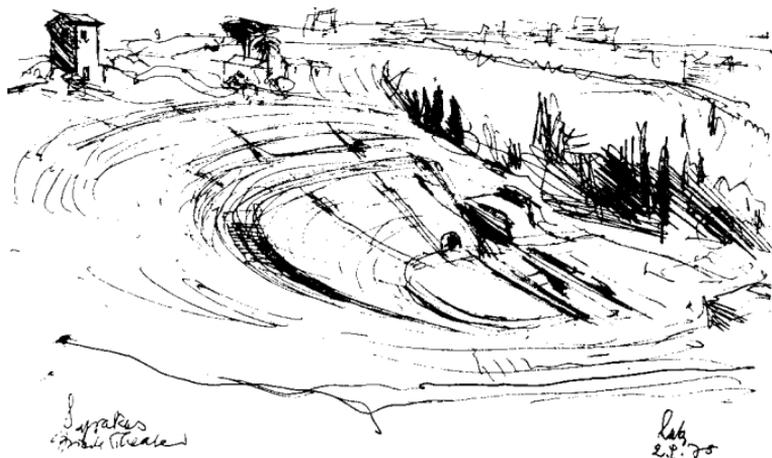
Wer Sizilien bereist hat, wird auch Selinunt aufgesucht haben, einst eine ausgedehnte Griechenstadt mit riesigen Tempelbauten, mit der antiken Akropolis und den Stadtmauern. Selinunt liegt hart an der Meeresküste, Lutz hat den *Blick auf das Plateau von der „Marina“* aus dargestellt.

Auch hier überrascht die Sparsamkeit der Strichführung. Ganz gleich, ob er die Strandhütte im Vordergrund, ob er das Gekräusel der Wellen oder die Ruinen der Akropolis in der Ferne oder auch die leichten Wolkenschleier am Himmel mit dünnen Federstrichen festhält, immer erzielt der Künstler vermöge dieser Aussparung ein Maximum an Wirkung.

Nichts als einige kurvige Linien, die das leicht gewellte Strandpanorama andeuten, und der Eindruck der kilometerweit sich hinziehenden Bucht ist da. Und mit dieser Weite wird auch das mediterrane Licht, das über Land und Meer ausgegossen ist, vom Betrachter empfunden.

Man fragt sich, wie diese scheinbar so anspruchslose Skizze dennoch den Eindruck des Bildhaften, des Gestalteten hervorruft. Bei näherem Zusehen sieht man, wie von links und von rechts unten jeweils eine Diagonale in die Bildmitte führt.

Ähnlich weiträumig ist auch der Bildeindruck, den die Skizze *Griechisches Theater in Syrakus* vermittelt. Wer je ein antikes Theater photographieren wollte, kann bezeugen, daß es nur selten gelingt, die Poesie einer solchen Kunststätte auch nur annähernd wiederzugeben.



Lutz läßt uns durch seine Skizze teilnehmen an dem Schau-Erlebnis. Dieses größte Theater der antiken Welt, eingeschmiegt in einen Abhang des Hochplateaus, ist berühmt durch die Aufführung der *Perser*, die Äschylos hier inszeniert hat. 15 000 Zuschauer faßten die Sitzplätze, die in den felsigen Boden eingehauen worden sind. Von dem erhöhten Standort des Künstlers aus überschauen wir mit ihm nicht nur das Halbrund des Theaters, sondern auch die Silhouette der Stadt Syrakus.

Eines seiner liebenswürdigsten Blätter ist die Skizze *Gärtnerhaus der Villa Valmarana bei Vicenza*. Das Gebäude ist in Schrägsicht dargestellt, so daß wir mit dem Bauwerk die Balustrade, die zum Eingang führt, und etwas von der Pracht des Gartens in den Blick bekommen.

Natur und Architektur, jene in der verschwenderischen Fülle der Blütensträucher, diese in der klaren edlen Form einer Renaissancevilla, die nur durch die leicht verspielt wirkenden Vasen auf dem Dachfirst etwas von ihrem strengen Ernst verliert, sind hier in ihrem kontrapunktischen und doch harmonischen Zusammenspiel vollendet zum Ausdruck gekommen:

Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
und haben sich, eh' man es denkt, gefunden.

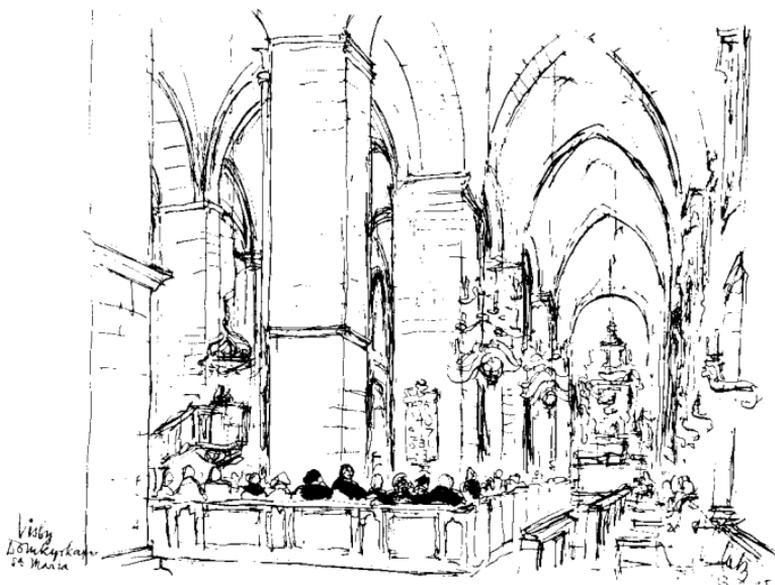
Goethe





Lutz geht in der Wahl seiner Motive den klischeehaften Aspekten, wie sie auf Postkarten feilgeboten werden, aus dem Wege. Wenn er beispielsweise die *Kuppel der St. Peterskirche* zeichnet, so läßt er uns diese nicht mit der Fassade sehen, sondern von der Pina-
 kotheek aus, wie sie aus der üppigen Vegetation der Vatikanischen Gärten gleichsam hervorwächst. Auch hier (ähnlich wie bei der Skizze Gärtnerhaus . . .) macht der Kontrast zwischen den quirligen Baumwipfeln und der adligen Form des Kuppelbaus von Michelangelo den eigentlichen Reiz der Skizze aus.

Es dürfte kaum eine Kunstlandschaft in Europa geben, die Arnold Lutz nicht bereist, studiert und in Skizzen aufgezeichnet hätte. Seine Skizzensammlung enthält sozusagen seine Reisetagebücher. „Was man gezeichnet hat, weiß man“, bemerkt Lutz in seinem Aufsatz „Gezeichnete Reiseerinnerungen“ (Vierteljahresschrift „Die Karawane“, 1962). Als Reiseleiter/Mentor hat er sich nicht nur Südeuropa, sondern auch dem Norden, Skandinavien, verschrieben. In dem Karawaneheft 4/1974, „Gotland“, findet sich eine Vielzahl von Lutz'schen Zeichnungen, in denen er die pittoresken Reize dieser an Kunstschätzen so reichen Insel festgehalten hat. Hier sei nur die Federzeichnung *Kircheninneres der Domkyrkan Sancta Maria in Visby* herausgegriffen.



Der Künstler verzichtet gänzlich auf die Hervorhebung von Licht und Schatten, um nur die architektonischen Formen sprechen zu lassen. Er hat eines der Seitenschiffe als Standort gewählt, der einen Durchblick auf das Hauptschiff gewährt. Die dadurch entstehenden Überschneidungen der räumlichen Gliederung schaffen den Eindruck der lichten Weite des Raumes. Die strengen Vertikalen der Pfeiler kontrastieren zu den gotischen Spitzbögen der Gewölbe. Die Horizontale wird betont durch die im Vordergrund sichtbare Bankreihe und die dunkel gekleideten Kirchenbesucher.

Durch die Skizzierung der Leuchter und des barocken Seitenalters erreicht Lutz eine spürbare Auflockerung der architektonischen Lineaturen. Er trägt dadurch Atmosphäre in den Kirchenraum. Er macht uns zu Teilnehmern an dem Gottesdienst, nicht zuletzt dadurch, daß wir den Prediger auf der Kanzel sehen.

Gelegentlich wählt Arnold Lutz ein größeres Format, etwa dann, wenn es ihm darum geht, nicht nur ein Kunstdenkmal, sondern auch das Ambiente einer Stadt auf den Zeichenblock zu bannen.

Lutz hat für seine Skizze *Praça da Batalha in Porto* (Portugal) einen erhöhten Standort gewählt, nämlich den Blick vom Fenster seines Hotels aus, so daß er mit der Fassade der Kirche San Ilde-

fonso die davorliegende Praça überschauen kann. So behindern ihn die durchfahrenden oder parkenden Autos nicht in der Sicht. Im Gegenteil: Die Straßenbahn mit ihren Geleisen deutet eine Diagonale an, die den Eindruck räumlicher Tiefe hervorruft und zudem das pulsierende Leben der Stadt verdeutlicht.

Lutz arbeitet auf diesem Blatt mit dem Filzstift, der auf zeichnerische Konturen Verzicht leistet, dafür aber impressionistische Bildwirkung erzielt. Die südliche Helligkeit des Platzes wird



durch die schwarzen Schraffuren wirkungsvoll hervorgehoben. Dieser Platz verdankt seine Würde und Schönheit der Kirche, die den Bildraum abschließt. Die prächtige Barockfassade, von zwei Ecktürmen flankiert, ist zwar nicht in allen Details ausgearbeitet, aber ihr barocker Stilcharakter ist trotzdem erkennbar. Die breitgelagerte Freitreppe schafft die nötige Distanz zwischen dem profanen Alltagsleben auf dem Platz und dem Sakralbau. Mit wenigen, leicht hingekritzelt Strichen deutet der Künstler an, daß diese Fassade mit blauen und weißen Fliesen (Azulejos) verziert ist. Meisterhaft, wie Lutz die Helmkappen auf den Türmen durch knappe Umrisse zeichenhaft umreißt. Einige skurril geschweifte Linien auf dem oberen Bildrand umranden das von Sonnenlicht durchflutete Gewölk.



Lutz ist zwar von Hause aus Zeichner von Landschaften und Architekturen; doch daß er auch portraittieren kann, beweist seine Federskizze der *Norwegerin Ingvild*. Ursprünglich wollte er wohl ein Trachtenbild gestalten. Die Tracht ist jedoch nur in Umrissen angedeutet, während er sein *Augenmerk* der Physiognomie des Mädchens zuwendet. Der versonnene Blick dieses holden Geschöpfes läßt eine verhaltene Scheu erkennen. Wie der Blick, so ist auch die Mundpartie sorgfältig durchgezeichnet. Die anderen Gesichtspartien, dazu Hals und Haar, sind nur skizzenhaft behandelt.

Alles in allem: Ein Portrait, das den herben nordischen Charme dieses Mädchens unvergleichlich dokumentiert.



Freiburger Münster

Lutz
30.5.71

behandelt. Im Gemälde wirkt die Fassade ungleich gedrungener als in der Skizze. Im Unterschied zu seinen anderen Arbeiten hat Lutz diese Zeichnung laviert, um die Einzelformen nicht übermäßig zu betonen. So ist ein Opusculum entstanden, das die Harmonie, die Monumentalität dieser *Akropolis Frankreichs*, wie Auguste Rodin diese Kathedrale genannt hat, vollendet zum Ausdruck bringt.

Daß Arnold Lutz nicht nur den Anreiz des Fremdartigen empfindet, sondern auch eine Beziehung zu deutschen Kunstdenkmälern hat, möge das Blatt *Freiburger Münster* erweisen. Man darf sogar behaupten, daß er diese Skizze des Südportals mit besonderer Liebe ausgearbeitet hat.

Wieder meidet er das Altbekannte; vielmehr greift er ein oft weniger beachtetes aber nicht minder kostbares Detail heraus. Lutz läßt uns miterleben, wie dieses Portal mit dem mächtigen Baukörper verwachsen ist und wie es auch wieder seinen Eigencharakter hat. Wir sehen hinter dem Giebel des Querhauses die Hahnentürme emporragen. Sie sind im Unterbau romanisch, in den oberen Geschossen gotisch. Romanisch ist auch das Seitenportal; doch ist dem südlichen Querhaus eine Vorhalle im Renaissancestil angefügt worden, die dem schweren Ernst der Romanik eine festliche Note gibt. Erstaunlich, wie gut diese drei unterschiedlichen Stilarten hier zueinander passen.

Diese kleine Auswahl aus dem Hunderte von Skizzenblättern umfassenden Oeuvre von Arnold Lutz, das im Laufe der letzten Jahrzehnte zustandekam, möge hinreichen, um die künstlerische Eigenart des Meisters, seine feinsinnige Einfühlung in das Wesen einer Landschaft oder in die Schönheit einer Architektur zu charakterisieren.

In all seinen Arbeiten kommt es ihm darauf an, das dargestellte Objekt so wirklichkeitsgetreu wie möglich wiederzugeben. Dennoch liefert Lutz keine gezeichneten Photographien. Vielmehr zeigt jedes dieser Blätter die unverkennbare Handschrift des Künstlers.

Zum Schluß ist es vielleicht angebracht, ein Wort anzufügen über die ästhetische Bedeutung einer Skizze im Vergleich zu einem in sich vollendeten Gemälde. Eine Skizze — eine Federzeichnung oder eine Filzstiftzeichnung — verlangt vom Künstler größere Sicherheit als ein Gemälde, denn hier kann der Maler korrigieren, während der Federstrich einer Skizze von vornherein *sitzen* muß. So darf man behaupten, daß eine Skizze in sich einen Eigenwert

Anmerkungen zum Beitrag: *Das Geheimnis von Eleusis*

¹ Vortrag, gehalten auf den Osterkreuzfahrten 1975 und 1976 „Klassisches Griechenland“. — Daß der Verfasser G. E. Mylonas nicht nur archäologische Auskunft, L. Deubner nützliche Informationen über den Festverlauf, K. Kerényi die Begeisterung und W. Burkert und F. Graf Mut und Anregung zur Deutung verdankt, wird dem Kundigen nicht verborgen bleiben.

² Zitiert nach der Übersetzung von A. Horneffer, Sammlung Dieterich 170, (Leipzig 1938) Bremen 1957.

³ Vgl. dazu Aristoteles, *Eth. Nic.* 3, 1, 17 St. 1111; Clemens Alexandrinus, *Strom.* 2, 461 und dazu A. Lesky: *Die griechische Tragödie*, KTA 143, Stuttgart 1964, S. 83.

⁴ Vgl. dazu Thukydides VI, 53; Plutarch, *Vit. Alc.* 22 und H. Bengtson: *Griechische Geschichte*, HAW III, 4, München 1965³, S. 232 ff.

⁵ *Hymn. Hom. Cer.* 478 f. in der Übertragung von A. Weiher: *Homerische Hymnen*, Griechisch-deutsch, Tusc., München 1970³.

⁶ *Hymn. Hom. Cer.* 480 ff. Weiher.

⁷ Sophokles fr. 837 Pearson.

⁸ Pindar fr. 121 Bowra, Tusc. 115, zitiert in der Übertragung von O. Werner: *Pindar. Siegesgesänge und Fragmente*, Griechisch-deutsch, München 1967.

⁹ *Homer Ody.* XI, 488 f., zitiert in der Übertragung von Th. v. Scheffer, *Sammlung Dieterich* 14, Leipzig 1938, Bremen o. J.

¹⁰ *Cicero de leg.* 2, 14, 36, zitiert nach K. Kerényi: *Die Mysterien von Eleusis*, Zürich 1962, S. 30.

¹¹ Zu Kimon und seiner Zeit vgl. die meisterhafte Darstellung von F. Schachermeyr: *Die Frühe Klassik der Griechen*, Stuttgart 1966; zur Baugeschichte des Parthenon R. Carpenter: *Die Erbauer des Parthenon*, München 1970, zurückhaltend aufgenommen von J. J. Pollitt: *Art and Experience in Classical Greece*, Cambridge 1972, S. 201 f.

¹² Zur Baugeschichte vgl. G. E. Mylonas: *Eleusis and the Eleusinian Mysteries*, Princeton 1961, dort auch die Pläne nach den Untersuchungen von J. N. Travlos.

¹³ Dio Cassius 54, 9; Strabo 15, 1, 73, dort auch die Grabinschrift: „Hier liegt Zarmanochegas, ein Inder aus Bargaosa, der sich nach den väterlichen Gebräuchen der Inder unsterblich machte.“ Vgl. auch Kerényi, S. 102 f.

¹⁴ Bei L. Deubner: *Attische Feste*, Berlin 1932, Wien/Darmstadt 1969³, Tafel 7, 1 und 2; Mylonas, Fig. 84 und 83; Kerényi, Taf. 7 sowie 8 bis 11 und davon besonders 9, ferner 12. Bei M. P. Nilsson: *Geschichte der Griechischen Religion I*, München 1955², Tafel 43, 2 nur die Urne.

¹⁵ Zur Deutung vgl. W. Burkert: *Homo necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen*, RGVV 32, Berlin 1972, S. 294 ff.

¹⁶ *Hymn. Hom. Cer.* 401 ff. Weiher.

¹⁷ Hippolyt Haer. 5, 7.

¹⁸ Hippolyt Haer. 5, 8.

¹⁹ Vgl. dazu Burkert, S. 287 ff.

²⁰ Vgl. Deubner, S. 85 ff. und Nilsson, S. 662 und 674 f.

²¹ Vgl. dazu die von R. Steiner: *Wie erlangt man Erkenntnis höherer Welten?* Gesamtausgabe, Dornach 1961, S. 63 ff. beschriebene Meditation, aber auch K. Kerényi: *Auf Spuren des Mythos*, Werke II, München und Wien 1967, S. 266 ff.

²² Überliefert bei Clemens Alexandrinus *Protr.* 2, 21, 2. Zur Deutung vgl. Burkert, S. 300 ff.; ferner Mylonas, S. 294 ff.

²³ Porphyrios *Abst.* 4, 5; vgl. dazu Mylonas, S. 236 f. und Burkert, S. 309 ff.

²⁴ Nilsson I², Tafel 44, 3; vgl. auch das Weihgemälde des Niinnion bei Nilsson Tafel 41, 2; Mylonas Fig. 88 und Kerényi, *Mysterien*, Tafel 24, ferner Tafel 30.

²⁵ Vgl. dazu und weiterhin Burkert, S. 311; J. G. Février: *Essai de reconstruction du sacrifice Molek*, JA 248, 1960, S. 167 ff.; S. Moscati: *Il sacrificio dei fanciulli*, *Rendiconti della Pontific. Accad. Romana di Archeologia* 38, 1965/66, S. 61 ff. und J. Richard: *Etudes médico-légales des urnes sacrificielles puniques et leur contenu*, Institut Médico-Légal de Lille 1961, referiert bei R. de Vaux: *Studies in Old Testament Sacrifice*, Cardiff 1964, S. 82 f.

- ²⁶ Vgl. Burkert, S. 323.
- ²⁷ Bowra 114a/Tusc. 107.
- ²⁸ Vgl. dazu F. Graf: Eleusis und die orphische Dichtung Athens in vorhellenistischer Zeit, RGGV 33, Berlin 1974, aber auch die zurückhaltenden Stimmen von Nilsson, S. 674 ff. und Burkert, S. 324 ff.
- ²⁹ Plato Resp. St. 364b—e und dazu Graf, S. 14 ff.
- ³⁰ Zitiert im Anschluß an die von H.-J. Newiger hg. Übersetzung von Ludwig Seeger nach: Antike Komödien. Aristophanes, München/Darmstadt 1968.
- ³¹ Vgl. Plato Grg. St. 524b ff.; Phd. 113d ff.; Resp. 612 ff.; Phdr. 245c ff., und Leg. 904a ff.
- ³² Übertragung O. Werner.
- ³³ Vgl. dazu U. v. Wilamowitz-Moellendorf: Der Glaube der Hellenen I, Darmstadt 1955², S. 96 und Kerényi, Mysterien, S. 36.

*Bibliographische Hinweise zum Beitrag:
Dodona — Delphi — Didyma*

Dodona

- Constantin Carapanos, Dodone et ses ruines. 2 Bde. Paris 1878.
- Sotírios J. Dákaris, Tò Hieròn tís Dodónis. Archäologiki Ephimeris 1959. Athen 1964 (In neugriechischer Sprache). Dazu: Antike Kunst, Beiheft 1, 1963. Seite 47 ff.
- Reinhard Kekulé von Stradonitz und Hermann Winnefeld, Bronzen aus Dodona in dem königlichen Museum zu Berlin. Berlin 1909.
- William Martin Leake, Travels in Northern Greece. 4 Bde. London 1835.
- H. W. Parke, The Oracles of Zeus. Dodona — Olympia — Ammon. Oxford 1967.
- François Pouqueville, Grèce. Paris 1835.
- Mémoire sur la viet et la puissance d'Ali-Pacha, visir de Janina. Paris 1822.
- Notice sur la fin tragique d'Ali-Tébélen, visir de Janina. Paris 1822.
- Alexander von Warsberg, Eine Wallfahrt nach Dodona. 1893.
- Christopher Wordsworth, Greece: pictural, descriptive and historical. London 1839.

Delphi

- Pierre Amandry, La Mantique Apollinienne à Delphes. Paris 1950.
- François Chamoux, L'Aurige. Fouilles de Delphes. Paris 1955.
- Pierre de la Coste Messelière, Delphes. Photographies de Georges de Miré. Paris 1943.
- H. W. Parke and D. E. W. Wormell, The Delphic Oracle. 2 Bde. Oxford 1956.
- Georges Roux, Delphi. Orakel und Kultstätten. Hirmer Verlag München 1971.
- Giorgos Seferis, Delphi. Deutsch von Isidora Rosenthal-Kamarinea. Knorr & Hirth Verlag München und Ahrbeck/Hannover 1962.
- Jacob Spon et George Wheler, Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant. Lyon 1678.

Didyma

- Alterthümer von Jonien, herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Karl Wagner. Darmstadt 1829.
- Richard Chandler, Travels in Asia Minor. Oxford 1775. Neuausgabe von Edith Clay, London 1971.
- Lionel Cust, History of the Society of Dilettanti. London 1898.
- Bernard Haussoullier, Études sur l'histoire de Milet et du Didymeion. Paris 1902.
- Bernard Haussoullier et Emmanuel Pontremoli, Didymes. Paris 1904.
- Sir Charles Thomas Newton, A History of Discoveries at Halicarnassus. Cnidus and Branchidae. London 1862/1863.

Travels and Discoveries in the Levant. London 1865.

Heinrich Nissen, *Orientation. Studien zur Geschichte der Religion*. Berlin 1906, S. 133 ff.

Olivier Rayet et Albert Thomas, *Milet et le Golfe Latmique*. 1877 Bd. 1, 1880 Bd. 2. Paris.

Ludwig Roß, *Kleinasien und Deutschland*. Halle 1850, S. 126 ff.

Günter Schüttler, *Die letzten tibetischen Orakelpriester*. Franz Steiner Verlag Wiesbaden 1971.

Jacob Spon et George Wheler, *Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant*. Lyon 1678.

Charles Texier, *Description de l'Asie Mineure*. 3 Bde. Paris 1838/48.

P. Trémaux, *Exploration archéologique en Asie Mineure*. Paris 1868.

Hans Waltenberg und Wolfgang Gleißberg, *Das Rätsel von Didyma und seine astronomische Lösung*. Zeitschrift „Sterne und Weltraum“ 1968, 8/9, S. 217 ff.

Theodor Wiegand, *Didyma*. Teil I 1941, Teil II 1958, Berlin.

Die Zitate aus fremdsprachlichen Texten wurden vom Verfasser selbst für diesen Aufsatz übersetzt.

Literatur aus dem Karawane-Verlag zu Themen des vorliegenden Heftes

VIERTELJAHRESZEITSCHRIFT „DIE KARAWANE“

Orient und Okzident

Bertold K. Weis: Der Gott von Didyma in der politischen Geschichte der Alten Welt; Otto Kaiser: Von den Grenzen des Menschen; Peter Meinhold: Kleinasiens Bedeutung für das werdende Christentum; Volker Eid: Mistra, Glanz im Untergang; Helmut Christmann: Das Bild des Anderen.

118 Seiten. 27 Abbildungen und Zeichnungen

DM 5,30

Hellenismus — Götter und Kaufleute

Otto Lange: Antike Münzen des ägäischen Raumes; Franz-Ulrich Simon: Gesellschaft und Wirtschaftsleben in Kleinasien zur Zeit des Hellenismus; Volker Eid: Kosmische Welterfahrung. Versuch, vom Hellenismus ein Bild zu machen; Jürgen Kleine: Milet — Aspekte der Stadt in hellenistischer Zeit; Elfriede Storm: Palmyra — Königin der Wüste und Karawanenstadt.

96 Seiten. 88 Abbildungen und Zeichnungen

DM 8,50

KARAWANE-TASCHENBÜCHER

Harald Hanson:

Kirchen und Moscheen Istanbuls

Inhalt: Konstantinopels Kirchen und die Moscheen Istanbuls. Antlitz und Schicksal der Stadt am Goldenen Horn im Spiegel der Baukunst.

128 Seiten. 70 Abbildungen und Grundrisse

DM 7,70

Durchgesehener Sonderdruck in 2. Auflage 1970 aus dem Sammelband *Istanbul*, Karawane-Verlag, Ludwigsburg, 1967.

Bertold K. Weis

Erhellte Spuren

Inhalt: Das Theater des klassischen Jahrhunderts der griechischen Tragödie; Frühe Darstellungen der Blendung Polyphems auf griechischen Vasen; Mistra — Die Ritterburg in Goethes *Faust II*; Die Abenteuer des Herrn Gottfried von Karitena; Der heilige Berg Athos; Sinan, der große osmanische Baumeister; Zwei königliche Steine; Um das ethnische Erbe des antiken Hellas, Jacob Philipp Fallmerayer, und seine Slawen-Theorie; Übersetzungen und Gedichte.

160 Seiten. 25 Karten und Abbildungen

DM 9,80

AUS DEM KREISE UNSERER TEILNEHMER

In den Jahren 1975 und 1976 hatten wir wiederum die Freude, unsere Ehrennadel, „Das Goldene Dromedar“, an treue Reisefreunde verleihen zu können.

Es erhielten nach der 20. Karawane-Studienreise:

Frau Elisabeth Beinemann	Frau Martha Karst
Frau Jolanda Fuchs	Frau Ilse Keller
Frau Regina Hahn	Frau Elisabeth Lassleben
Frau Gerda Heimgärtner	Frau Marie-Luise Meyer
Herr Friedrich Hessel	Frau Margarete Zinser
Frau Gudrun Jente	

die Sonderanfertigung mit einem kleinen Diamanten.

Es erhielten nach der 10. Karawane-Studienreise:

Frau Else Ambacher	Frau Luise Junge
Frau Else Bachteler	Frau Elsbeth König
Herr Hans Bachteler	Frau Erna Krause
Frau Käthe Barth	Frau Thea Kusel
Frau Wally Bloß	Frau Annemarie Lachmann
Frau Hedi Böhmer	Herr Dr. Hans Lachmann
Frau Annelies Bömmels	Frau Anita Meyer
Herr Karl Bömmels	Frau Dr. Barbara Plewe
Frau Emilie Böse	Frau Maria Pöpel
Frau Gabriele Braittinger	Frau Brigitte Riemann
Frau Dr. Ruth Brauch	Frau Gertrud Ruoff
Frau Dr. Martha Brocatti	Frau Gabriele Saminski
Frau Christine Brodt	Herr Hubert Snetthlage
Frau Katharina Dedekind	Frau Adelheid Snetthlage
Herr Alfred Dietz	Frau Dr. Gertrud Steckhan
Frau Klara Fretzdorff	Frau Hilde Strauer
Frau Irene Geiger	Frau Erika Wager
Frau Auguste George	Frau Ilse Wagner
Herr Erhard George	Herr Dr. Karl Wagner
Frau Gertrud Hafner	Frau Lieselotte Walker
Frau Ilse Heinecke	Herr Dr. Hans Weber
Frau Dorothea Heling	Frau Louise Weber
Frau Ursula Hofmeister	Herr Charles Weber
Frau Ursula Illgen	Frau Margarete Weinberg
Frau Dr. Ilse Imhof	Frau Dr. Liselotte Wonn
Frau Luise Immer	

Wir hoffen, Sie noch oft bei einer unserer Karawane-Studienreisen begrüßen zu dürfen.

(Nb. Wir versuchen Buch zu führen, wer seine 10. Reise mit uns unternimmt, sollte aber unsere Buchführung Lücken aufweisen, lassen SIE es uns bitte wissen, daß niemand vergessen bleibe!)

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender G.-Prof. Dr. Kurt Bachteler — herausgegeben von Peter Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 3/4-1976 kostet für Einzelbezieher DM 7.20, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 15.—. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Abbildungsnachweis:

Archiv Dr. B. K. Weis: S. 21, 62, 63, 71, 80, 83, 85 unten, 86, 88, 93, 94, 101, 103; Zeichnungen Peter Schimmel: S. 59, 67, 85 oben, 105, 113; Peter Albrecht: Titelbild, S. 5, 18, 46, 47, 53, 64, 87, 106, 107; Archiv Karawane: S. 15, 24, 31, 48, 56, 65, 76, 77, 89, 116; Aus Th. Wiegand, Didyma, Erster Teil: Die Baubeschreibung in 3 Bänden von Hubert Knackfuß — Fotografien, Berlin 1941: S. 108, 110, 111; Zeichnungen A. K. Lutz: S. 81, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 131.

Vorankündigung:

Das nächste Heft wird Vorderasien gewidmet sein.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen 1977

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, 7140 Ludwigsburg, Marbacher Straße 96, anzufordern.